ZB ZEIT IM BILD

Warme Maschen für kalte Tage

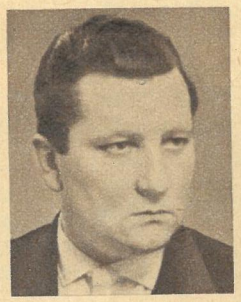
Mehr darüber lesen Sie auf Seite 20

4. Dezemberheft 1960

52

Foto Jenke

Interview DES MONATS



Fünf Gesprächspartner aus drei Kontinenten führten unseren Moskauer Mitarbeiter Jonny Marhold durch die eben eröffnete Universität der Völkerfreundschaft in der sowjetischen Hauptstadt, einer Hochschule, einzigartig in der ganzen Welt.

„ZB": Herr Professor, welche Erwägungen lagen der Eröffnung einer solchen Universität zugrunde?

Prof. Dr. Sergej Rumjanzew, Rektor: Der Wunsch zur Ausbildung nationaler Fachkräfte an den Hochschulen unseres Landes ging von unterschiedlichen Kreisen vieler Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas aus. Er fand bei einer Reihe gesellschaftlicher Organisationen der Sowjetunion Widerhall und Interesse. So wurde auf ihre Initiative und mit Unterstützung unserer Regierung eine spezielle Universität der Völkerfreundschaft gegründet. Sie steht jedem Menschen bis zu fünfunddreißig Jahren, unabhängig von Geschlecht, Rasse, Nationalität und Glaubensbekenntnis, zu unentgeltlichem Studium offen. Unser Ziel ist es, der talentierten Jugend dieser Länder all die Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln, die es ihr ermöglichen werden, beim Aufbau einer eigenen nationalen Wirtschaft und Wissenschaft mitzuhelfen.

„ZB": Könnten Sie uns etwas zu dem Echo sagen, das Ihr Aufruf an die Jugend der drei Kontinente hatte?

Prof. Dr. Rumjanzew: Ja, sehr gern. Um die 560 Studienplätze haben sich seit Mai dieses Jahres über 40 000 Mädel und Jungen beworben, so daß wir zunächst einmal 600 Kandidaten aus 65 Ländern unseres Erdballs und insgesamt 60 Bewerber aus den fünfzehn Unionsrepubliken unseres Landes hierher nach Moskau eingeladen haben.

Im Universitätsgebäude Nummer 2, in der Tretija Kabelnaja Ulitza, einer ehemaligen Militärakademie im Moskauer Osten, die auf Grund der Reduzierung der sowjetischen Armee um weitere 1,2 Millionen Soldaten und Offiziere neuen Aufgaben zur Verfügung gestellt werden konnte, sprach ich mit einem Studenten aus Lome, am Golf von Benin.

„ZB": Sie kommen aus Togo, der jungen Republik an der afrikanischen Westküste, und Sie werden hier an der Ingenieurtechnischen Fakultät studieren. Erfüllt sich damit Ihr Berufswunsch?

Nestor Almeida, Togo: Ja, es ist mein Wunsch, Bergbauingenieur zu werden. Ich möchte mithelfen, Phosphat und Eisen, Bauxit und Chrom, Graphit und Mangan aus dem Schoß meiner Heimaterde zu heben und in einer togolesischen Industrie zu verarbeiten. Doch erst hier in Moskau wird dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Zu schwer noch lasten die vergangenen siebzig Jahre der Kolonialherrschaft auf unserem Land. Man nannte Togo einst die Sklavenküste. Nur ein Drittel der Schulpflichtigen hat je eine Schule gesehen. Wir müssen jetzt darangehen, unsere politische Unabhängigkeit auch ökonomisch zu festigen, eine Aufgabe, die viel Wissen verlangt.

Das erste Studienjahr an der Universität ist dem Russisch-Unterricht gewidmet. 158 Lehrkräfte in allen Vermittlersprachen stehen zur Verfügung, dazu die modernsten Lehrmittel, teilweise speziell für diese Hochschule angefertigt. Und so hörte ich fünf Ceylonesen ihre ersten Worte in der für sie ungewöhnlichen Sprache des Gastlandes sprechen. Einer der fünf erzählte mir später seine Geschichte.

Gunapala Senasinghe, Ceylon: Ich komme aus einem Dorf bei Kalatura, an der Westküste unterhalb Colombos. Mein Vater ist Dolmetscher, und ich selbst habe es bis zum Laboranten in einem Krankenhaus gebracht. Dort hörte ich auch das erste Mal von dieser Universität. Ich schrieb noch am selben Abend mein Aufnahmegesuch.

„ZB": Und jetzt werden Sie Medizin studieren?

Gunapala Senasinghe: Nein, ich möchte den Beruf erlernen, dem schon immer meine stille Liebe galt. Ich werde Landwirtschaft studieren. Im Labor habe ich nur gearbeitet, um meinen Unterhalt zu verdienen. Doch in jeder freien Minute war ich in einem Zirkel der Landjugend, träumte mit ihr, einmal in den „Fußtapfen des Glücks" schreiten zu können, wie Solomon Bandaranaike den Weg in die völlige Unabhängigkeit einst nannte.

Denn noch immer muß unsere Insel, obwohl ein Agrarland, sechzig Prozent an Reis und anderen Nahrungsmitteln einführen. Das koloniale Joch lastete am schwersten auf dem Dorf. Unter den Lebensbäumen, wie man bei uns die Kokospalmen nennt, fehlt es an Schulen, dort, wo es Schulen gibt, an Spezialisten, an Fachleuten. Die Portugiesen, Holländer und schließlich die Briten bildeten nur Beamte aus. Sie hatten lediglich an Kautschuk und Tee Interesse und — an Aufsehern. Für sie war Ceylon eine Perle im Indischen Ozean. Für uns wird sie erst mit der Abschaffung der Militärstützpunkte, der Nationalisierung der britischen Plantagen und der Erweiterung der Beziehungen zum sozialistischen Lager eine Perle werden.

In der Vorbereitungsfakultät wird Russisch gelernt. Die Dozentin Alla Mitrofanenkowa ist begeistert von ihren fleißigen Studenten aus der Föderation von Nigeria, Latif Hussein (links) und Lasissi.

Die Pause war vorüber, und wieder saß Gunapala, in ein Lehrbuch vertieft, in dem freundlichen Seminarraum, und die Welt um ihn und seine Träume wurden eins. Eins für Ceylonesen und Kubaner, junge Kenier, Mexikaner und Togolesen. Sie lernen leben und sie lernen regieren. Der Dekan der Vorbereitungsfakultät weihte mich in dieses Regieren ein.

Prof. Dr. Wassilij Bondorenko, Dekan: Unsere Universität ist keine staatliche Einrichtung. Sie wird von einem Rat geleitet, dem neben fünf Vertretern der Gründerorganisationen ein Vertreter des Ministeriums, der Rektor, der Prorektor und die Dekane sowie fünf bis sieben Studenten angehören. Dieser Rat ist die Leitung unserer Hochschule. Außerdem gibt es eine gewählte Selbstverwaltung der Studenten, der je ein Vertreter aller nationalen Gruppen angehört und die dem Klub vorsteht, Sportmannschaften und -einrichtungen betreut und die Mensa kontrolliert. Sie ist also für alle Fragen außerschulischer Art zuständig und alleinverantwortlich. So wird unsere vielnationale Hochschule zugleich auch eine Schule der demokratischen Selbstverwaltung sein.

Ich schlenderte durch den verschneiten Park vor dem dreistöckigen Universitätsgebäude hinüber zu einem Seitenflügel, der die Wohnräume der Studenten beherbergt: Blitzsaubere Zimmer, freundlich und zweckmäßig möbliert, und jedes ein wenig die Note tragend, die auf die Heimat seiner vier Bewohner schließen läßt.

„ZB": Und Ihre Heimat, Marissa Vinjars?

Marissa Vinjars, Uruguay: Meine Heimat ist der La Plata, ist Montevideo, Salto, Tacuarembo. Ich bin in den Pampas zu Hause, in den Arbeitervierteln am Fuße des Cerro, in den Hütten der Gauchos. Dort lebte ich, und für diese Heimat bin ich hier!

1954 ist mein erster Roman erschienen. Ein zweiter kam nicht mehr heraus. Ich verdiente mein Brot als Schreibkraft, wurde Mitglied der Freundschaftsgesellschaft Uruguay—UdSSR und studierte, wann immer ich Zeit fand, autodidaktisch die russische Sprache und Literatur — zwei Gebiete, auf denen ich Lehrerin sein möchte.

... Auf denen sie Lehrerin sein w i r d, in nur fünf Jahren! Denn das versteht man hier unter Hilfe. Sie ist ein Anfang nur, aber sie ist der einzig richtige Weg. — Zwar sind es erst 600, die in der ehemaligen Militärakademie lernen, wie man Wunden heilt, wie man Holzpflüge in Traktoren verwandelt. Zwar sind es erst 600, die aus den durch die Truppenreduzierung frei gewordenen Mitteln eine kostenlose Hochschulausbildung und monatlich 900 Rubel Stipendium erhalten. Doch dieses Beispiel wird Schule machen.

„ZB": Oder was meinen Sie, Herr Professor?

Prof. Dr. Rumjanzew: Davon sind wir sowjetischen Wissenschaftler fest überzeugt. Denn, überlegen wir einmal: Millionen Menschen auf der Erde sind im Zeitalter der Atomkraftwerke und Erdtrabanten zum Analphabetentum verurteilt. Und dabei kostet die gesamte Ausbildung eines Hochschulstudenten nicht mehr als sechs Flugstunden auf einem modernen Düsenjäger. Wie viele Träume können Wirklichkeit, wie viele Tränen getrocknet werden, wie viele Wüsten blühen, wenn das Wettrüsten endlich ein Ende hat, wenn sich die Menschen aller Rassen und Hautfarben, wie in unserer Universität der Völkerfreundschaft, offen und ehrlich in die Augen sehen.

Von „ZB" ins Rollen gebracht
Der Ringelspiele II. Teil

Die Groschen werden aufgehoben

Fehlplanungen, Mehrkosten, schlechte Zusammenarbeit, Murks, Schlamperei, Ausreden — damit befaßte sich unsere kritische Reportage „Wer hebt die Groschen auf" in „ZB" 34/60. Anstelle von Einsparungen — so berichteten wir im August — entstanden pro Meter Gleisbau bei Zwickau allein an Lohn 4 DM Mehrkosten. Otto Murks und Othilde Schlampe hatten ihre großen Tage. „ZB" verpaßte beiden eine harte Kritik. Sie war gezielt und hat deshalb auch getroffen. Unser Vorschlag, auf sozialistische Art diesen Fehlern zu Leibe zu rücken, wurde beherzigt. Unterdessen tagte eine neu ins Leben gerufene Operative Arbeitsgruppe, der Vertreter der Baustelle, der Hv Anlagen, des FEV Blankenburg und der Rbd Dresden angehören, schon zum dritten Mal (Foto links), beginnt sich langsam durchzusetzen und allen ihren Beschlüssen verbindlichen Charakter zu geben. Einige Mängel sind beseitigt, anderen rückt man auf die Pelle. Noch ist nicht alles im richtigen Lot, aber jetzt werden die Groschen aufgehoben!

Taktverfahren am Schienenstrang – die Technik verdrän

Im August wurde nur das neue Gleis maschinell verlegt, alles andere erfolgte per Hand. Heute liegen die Dinge anders. Der Gleisverlege- und Aufnahmekran hebt die alten Joche auf und transportiert sie ab (oben). Bulldozer planieren das Schotterbett, Plattenverdichter stellen eine saubere Auflage her (rechts), und das Verlegegerät legt die neuen Betonschwellenjoche aus (ganz rechts). Soweit — so gut. Und trotzdem ist noch immer nicht alles in Ordnung. Mangelhafte Zusammenarbeit auf dem gesamten Baukomplex führt bei dem Kran oft zu stundenlangen Stillstandszeiten. Die hervorragende Maschine arbeitet nicht rationell. Sie könnte, planmäßig eingesetzt, ein Mehrfaches der jetzigen Auslastung schaffen. Können wir uns das leisten? Mit dieser wichtigen Frage muß sich die Operative Arbeitsgruppe unbedingt befassen! Noch ein Wort zu dem Aufnahme- und Verlegekran. Eine einzige Maschine dieses Typs wurde gebaut und befindet sich quasi in permanenter Erprobung. Warum

Schluß mit der Kabelschlepperei

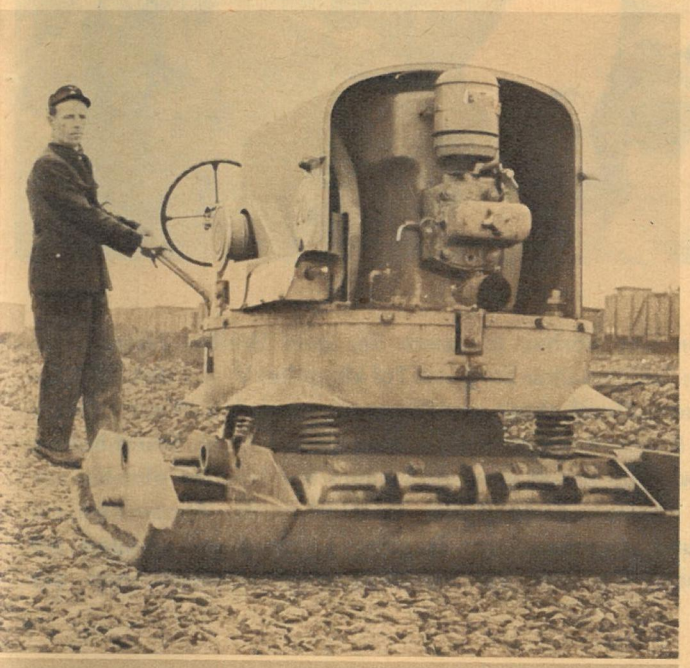
Verlegegerät und Antriebsaggregat stehen getrennt. Das erfordert, da sich das Gerät beim Verlegen vor- und rückwärts bewegen muß, ein ständiges Schleppen des Verbindungskabels mit der Hand. Das herumliegende Kabel ist nicht nur eine ewige Unfallquelle, sondern ist oft auch selbst in Gefahr, von vorbeikommenden Zügen zerstört zu werden und damit das Gerät lahmzulegen. Die Arbeitsgruppe befaßt sich jetzt damit, die Quelle unnützer Gefahren und unsinniger Arbeit zu beseitigen. Das Aggregat soll künftig am Verlegegerät mitgeführt werden.

Gute Ideen muß man haben

Meister Kraft (Foto) ärgert es schon lange, daß die Bolzen der Rungenverbindungen stets klemmen und eine Menge unnötiger Arbeit verursachen. Er forderte deshalb vom FEV Blankenburg die Anfertigung einiger Taschen an den Verbindungsstangen (Skizze). Diese Taschen werden einfach von oben über die Rungen gestülpt und sichern ebensogut, ohne die Bolzenfädelei. FEV lehnte ab. Begründung: Zu unsicher. Will FEV mit Vorschlägen aus der Praxis nichts zu tun haben? Kollege Kraft ließ daraufhin auf der Baustelle Taschen anfertigen und unternimmt Versuche. Ist das nicht beschämend für den Entwicklungsbetrieb?

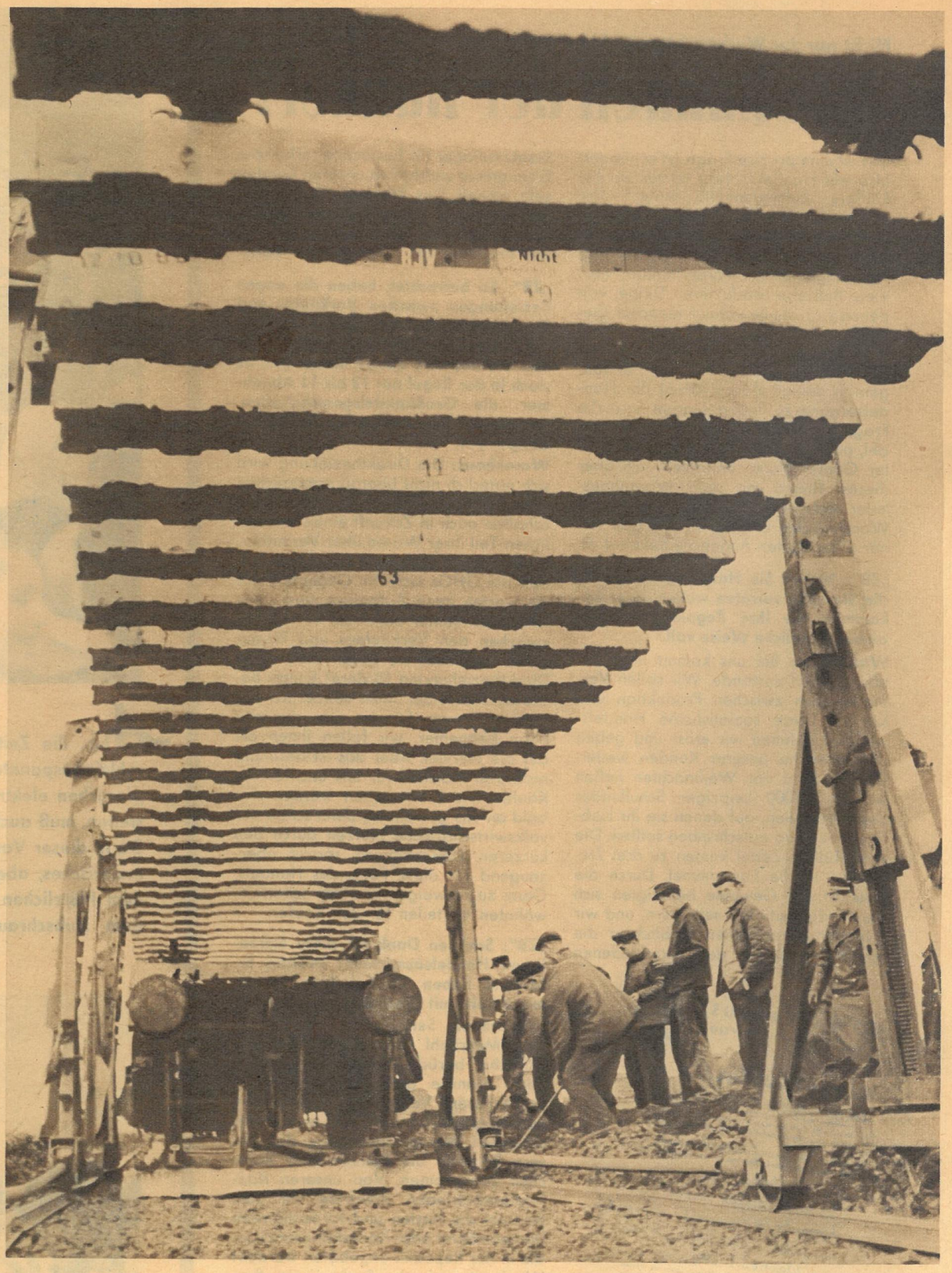
Versuche gewagt 25 Prozent Mehrleistung

Das untere Joch (Pfeile) dient den Transportrollern als Zug- und Stoßverbindung und wird nur spazierengefahren. Keine schöne Lösung. FEV-Vertreter Pilzecker (rechts) konnte leider auch keine anderen Vorschläge unterbreiten. Aber Meister Kraft konnte es. Bei geringen Änderungen des Arbeitsablaufes ist es möglich, ein fünftes Joch (oben, von uns einmontiert) zu transportieren und dadurch 25 Prozent Mehrleistung zu erzielen. Auch dieser Vorschlag kommt nicht von den Technikern, sondern von der Baustelle. Das ist erfreulich, aber sollte das nicht auch den FEV-Leuten zu denken geben?

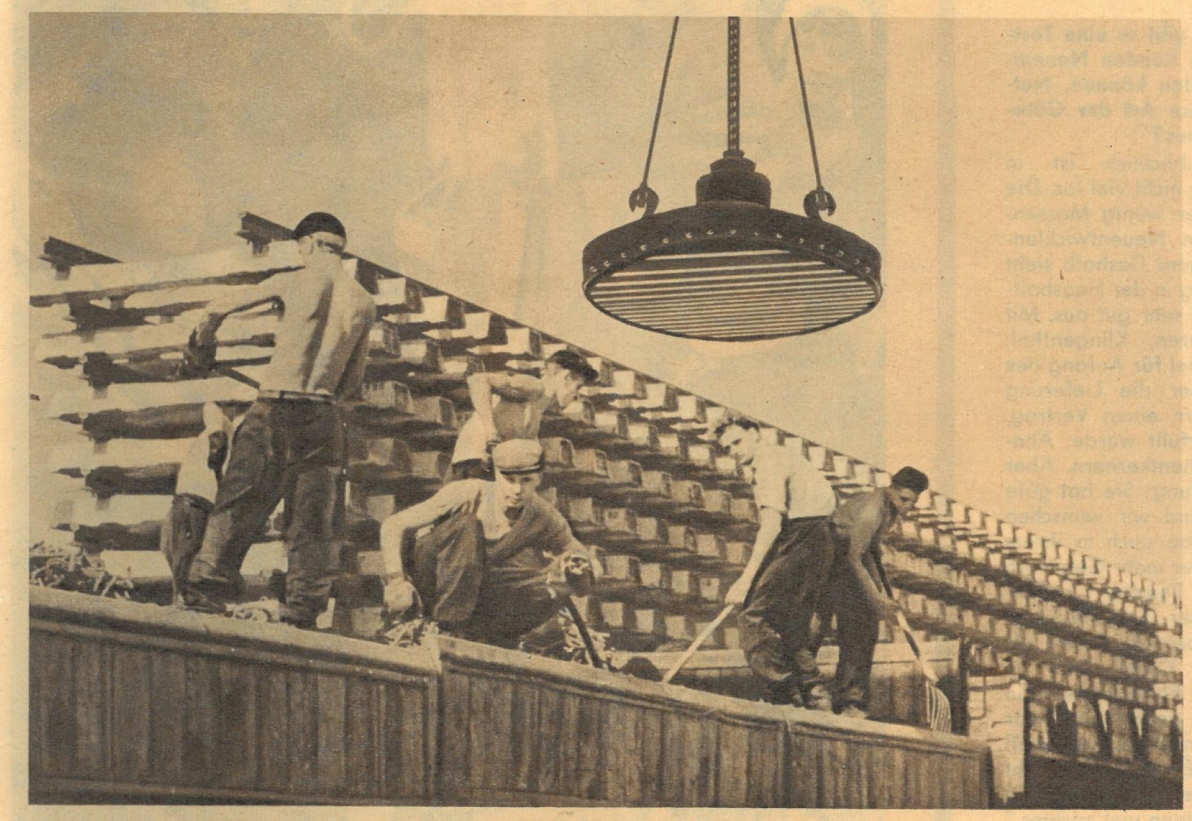


gte die Handarbeit

nur eine einzige? „ZB" weiß, daß zum Beispiel Finnland bereit ist, Kran und Besatzung für Monate zu mieten oder einen Kran zu kaufen. Auch in anderen Ländern, die nur Holzschwellen verlegen, besteht Interesse. Brauchen wir etwa keine Devisen? „ZB" fordert bessere Zusammenarbeit auf diesem Gebiet!



Fotos R. Peter jr. / Text E. Kottwitz



Sozialistische Hilfe wird dringend benötigt

Nach Urvätersitte mit Gabel und Schaufel erfolgt auf dem Montageplatz Zwickau der Kleineisenumschlag. „ZB" richtet im Namen der Arbeitsgruppe einen dringenden Appell an die Arbeiter des VEB Elektromotorenwerk Dessau, für die Baustelle einen Elektromagneten 220 Volt Gleichstrom mit 4,5 Kilowatt Leistung über den Plan zu produzieren, und bittet weiterhin alle Betriebe der Republik, nachzuforschen, ob nicht ein derartiger Magnet den Zwickauern sofort überlassen werden kann, notfalls leihweise. „ZB" bittet auch das Kabelwerk Oberspree, die 200 Meter Kabel 4,16², Bestellung FEV Blankenburg für Verlegemaschine 002, sofort zu liefern.

Fotografieren verboten?

Acht dringend benötigte Transportroller stehen in Zwickau nutzlos, weil kaputt, herum. Transportschäden! Wahrlich, die Reichsbahn könnte wenigstens mit den eignen Gütern sorgsamer umgehen. Als wir fotografierten, versuchte der Blankenburger Reparaturschlosser mit den Worten: „Kommt nicht in Frage!" wegzulaufen. Angst? Vor uns? Oder vor seinem Werkleiter?

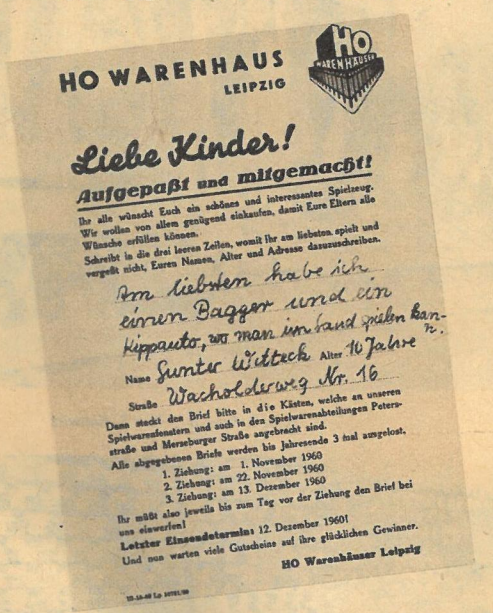
Nicht nur zur Weihnachtszeit aktuell:

Wie handelt der Handel?

Das ist eine präzise Frage. Wie handelt also der Handel? Nicht immer zu des Käufers Zufriedenheit, leider! Die „Hamwanich"-Leier ist glücklicherweise abgelaufen — unsere Produktion hält nicht mehr als Pauschalentschuldigung für mangelhaftes Warenangebot her! Viele Betriebe produzieren Dinge, von denen sich die Bewohner mancher Gegenden nichts träumen lassen. Eine Ursache für fehlende Kleinigkeiten (1000 Dinge) ist mancherorts seit langem in der gütelosen Arbeit der Handelsorgane zu finden. Darum wird die Frage wieder aktuell: Handelt der Handel, oder tut er nichts? Unser Mitarbeiter Günter Blutke unterhielt sich über dieses Thema mit dem Warenhausleiter und zwei Facheinkäufern des HO-Warenhauses Leipzig, das wegen seiner allzeit guten Angebote bekannt ist.

„ZB": Haben Sie Handelsgeheimnisse, die Sie nicht verraten wollen, oder bekommen Sie Ihre Regale auf nachahmensmögliche Weise voll?

Warenhaus: Bei uns kommt alles auf normale Art zustande. Wir sollen Vermittler sein zwischen Produktion und Käufer. Diese sozialistische Handelsweisheit nehmen wir ernst und geben die Wünsche unserer Kunden weiter. Gerade jetzt vor Weihnachten ließen wir an 60 000 Leipziger Schulkinder Zettel verteilen, auf denen sie ihr Lieblingsspielzeug aufschreiben sollten. Die ausgefüllten Zettel kamen zu drei Ziehungen in die Lostrommel. Durch die Aussicht auf Gewinne beteiligten sich die Kinder natürlich sehr gern, und wir erhielten einen guten Einblick in die Spielzeugwünsche der verschiedenen



HO WARENHAUS LEIPZIG

Liebe Kinder!

Aufgepaßt und mitgemacht!

Ihr alle wünscht Euch ein schönes und interessantes Spielzeug. Wir wollen von allem genügend einkaufen, damit Eure Eltern alle Wünsche erfüllen können.

Schreibt in die drei leeren Zeilen, womit Ihr am liebsten spielt und vergeßt nicht, Euren Namen, Alter und Adresse dazuzuschreiben.

Am liebsten habe ich einen Bagger und ein Kippauto, wo man im Sand spielen kann.

Name Gunter Wittreck Alter 10 Jahre

Straße Wacholderweg Nr. 16

Dann steckt den Brief bitte in die Kästen, welche an unseren Spielwarenfenstern und auch in den Spielwarenabteilungen Petersstraße und Merseburger Straße angebracht sind.

Alle abgegebenen Briefe werden bis Jahresende 3 mal ausgelost.

1. Ziehung: am 1. November 1960
2. Ziehung: am 22. November 1960
3. Ziehung: am 13. Dezember 1960

Ihr müßt also jeweils bis zum Tag vor der Ziehung den Brief bei uns einwerfen!

Letzter Einsendetermin: 12. Dezember 1960!

Und nun warten viele Gutscheine auf ihre glücklichen Gewinner.

HO Warenhäuser Leipzig

Altersgruppen. Wir warteten gespannt auf das Ergebnis, aber es war nicht sonderlich überraschend für uns: Immer mehr wird neuartiges technisches Spielzeug verlangt. Einige Betriebe der Spielwarenindustrie möchten sich gern auf ihren alten guten Traditionen ausruhen. Durch die Ergebnisse unserer Umfrage können wir auch von ihnen verlangen, daß sie ihre Produktion auf den wirklichen Bedarf umstellen!

„ZB": Das beantwortet noch nicht ganz die Frage. Wie wirken sich die Direktbeziehungen zu den Produzenten auf Ihr Warenangebot aus?

Warenhaus: Im nächsten Jahr bekommen wir wahrscheinlich fast 100 Prozent der Waren unmittelbar von den Produzenten. Jetzt stehen wir bei 90 Prozent. Die Vorzüge der Direktverbindungen liegen auf der Hand: Wir erhalten die Waren, wenn sie gebraucht werden. Zelte und Faltboote also im Frühsommer und nicht im Spätherbst. Einmal lieferte uns die GHG nämlich 50 Prozent unserer bestellten Sportboote erst im November. Außerdem können wir Waren schlechter Qualität ohne langwierige Umwege auswechseln lassen. Wir besitzen unter anderem auch ein Ersatzteillager für bestimmte technische Erzeugnisse und helfen unseren Kunden sehr schnell. Das Wesentliche ist aber, daß wir so die Produktion beeinflussen können, und das sowohl in der Menge der Produkte als auch in ihrer Form.

„ZB": So betrachtet, haben die engen Beziehungen zwischen Verkäufer und Produzenten nur Vorteile. Aber was sagen die Großhandelsgesellschaften und die Betriebe dazu? Bisher gab es doch in der Regel nur 12 bis 14 Abnehmer: die Großhandelsgesellschaften, und die Betriebe hatten nur diese Handelspartner.

Warenhaus: Die Direktbeziehung wird sich natürlich nicht überall ermöglichen lassen. Die kleineren Verkaufsstellen erhalten auch in Zukunft einen wesentlichen Teil ihrer Waren über Vermittler. Brotlos macht also diese Form des Handels die GHGs nicht. Im Gegenteil, auf sie warten neue Aufgaben, und zwar sollen sie immer mehr zu Vermittlern zwischen den Verkäufern und Produzenten werden, sie sollen also diese Direktbeziehungen fördern! Einige Betriebe sind leider nicht sonderlich begeistert davon. Für sie war die alte Form bequemer, wir fallen ihnen oft auf die Nerven. Aber das ist bestimmt nicht von Nachteil für uns und für die Käufer. Die Produzenten werden sich bald an uns gewöhnen, denn schon der volkswirtschaftliche Nutzen durch den kürzeren Umschlagweg spricht überzeugend für diese Form des Handels. Ganz zu schweigen von den schon erwähnten Vorteilen für den Käufer.

„ZB": Schönen Dank für diese erfreulichen Handelsaussichten! Welche Erfahrung haben Sie bei ihrer Zusammenarbeit mit Betrieben gewonnen?

Warenhaus: Sehr gute. Jedenfalls in der Mehrzahl der Fälle. Kundenwünsche berücksichtigen die Werke gern. Manche gute Tips sind schon durch unsere Vermittlung in qualitativ verbesserten Erzeugnissen wieder erschienen! Wir möchten gern, daß unsere Betriebe die Spitzen ihrer Branchen übernehmen. Von unseren Konfektionsbetrieben erwarten wir zum Beispiel die besten und formschönsten Damenmäntel oder Konfektionsanzüge, die in der Republik angeboten werden! Wir besitzen ja das Recht, in der Produktion mitzureden.

„ZB": In Ihrem Haus gibt es eine Testabteilung, in der die Kunden Neuentwicklungen begutachten können. Nutzen die Betriebe diese Art der Gütekontrolle genügend aus?

Warenhaus: Augenblicklich ist in unserer Testabteilung nicht viel los. Die Betriebe bieten leider wenig Massenbedarfsgüter an, von Neuentwicklungen ganz zu schweigen! Deshalb sieht auch die Planerfüllung in der Haushaltwarenabteilung nicht sehr gut aus. Mit dem VEB Schnittwaren, Klingenthal, hatten wir zum Beispiel für Anfang des vierten Quartals über die Lieferung von Bohnenschnipslern einen Vertrag, der bis jetzt nicht erfüllt wurde. Ähnlich war es mit Kirschentkernern. Aber zurück zur Testabteilung: Sie hat gute Tradition bei uns, und wir wünschen sehr, daß die Betriebe auch in ihrem Interesse davon wieder mehr Gebrauch machen! Ein kleines Beispiel für Kundenanregung aus der Testabteilung: Ein Leipziger Großbetrieb wollte als Massenbedarfsgüter Kohleneimer in der üblichen runden Form bauen. Ein Kunde schrieb uns dazu: „Ich war dreißig Jahre Kohlenträger und weiß daher Bescheid. Die Eimer dürfen nicht rund, sondern müssen ellipsenförmig sein, sie tragen sich dann viel leichter." Solche Anregungen erhielten wir bei jedem Testgegenstand zu Dutzenden.

„ZB": Wir danken Ihnen für diese Unterhaltung. Und — handeln Sie bitte im gleichen Sinne weiter!

Also, die Zeiten sind vorbei, in denen der gute Weihnachtsmann im rehleinbespannten Schlitten über Berg und Tal klingelte! Wenn statt Steckenpferdchen elektrische Eisenbahnen und Flugzeuge auf den Wunschzetteln stehen, muß auch Knecht Ruprecht mit der modernen Technik Schritt halten. Da in dieser Vorweihnachtszeit mangels Schnees der Schlitten ohnehin nur malerisches, aber unnützes Requisit war, verband er das Angenehme mit dem Nützlichen und überquerte das Erzgebirge schnell und bequem mit dem Hubschrauber, den ihm der Konsumgenossenschaftsverband des

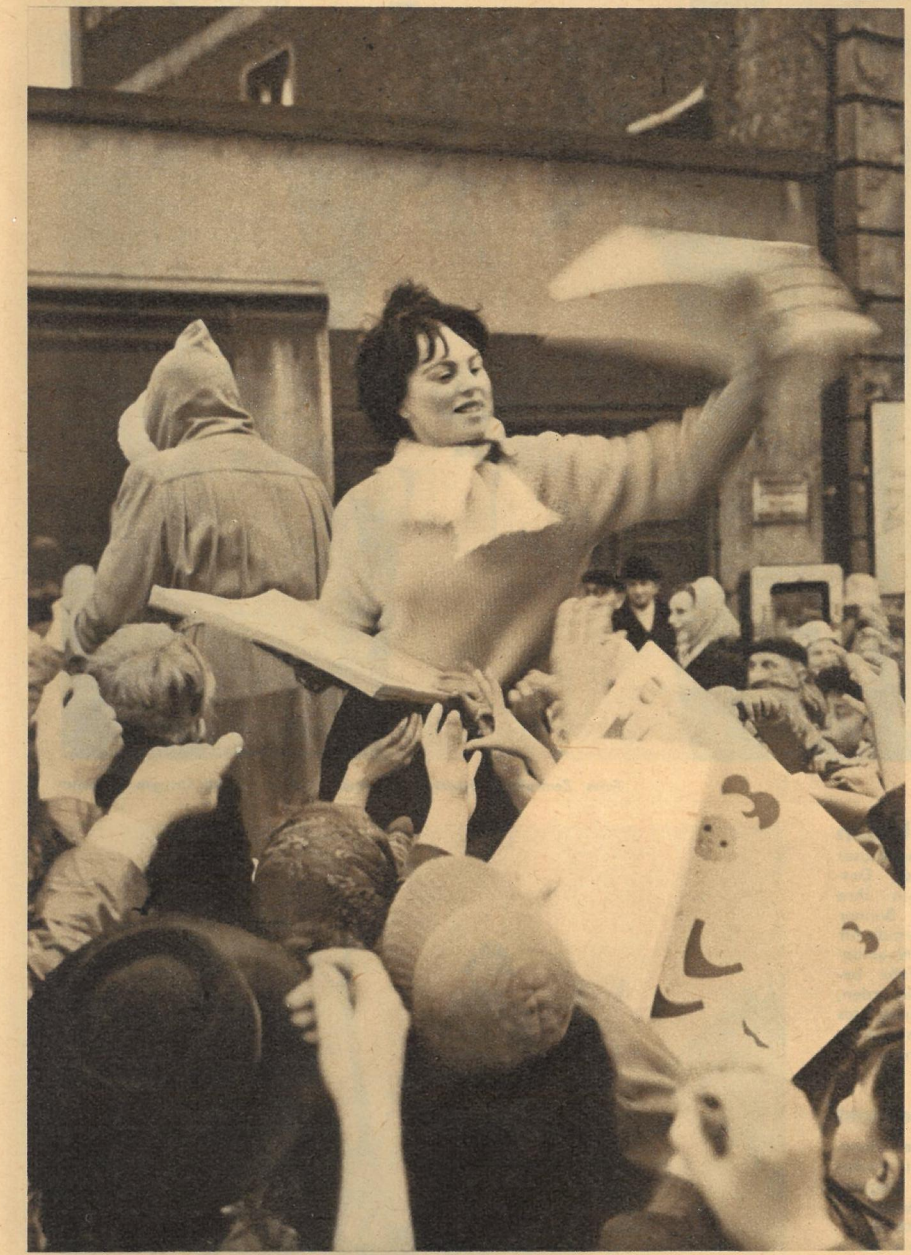
Wenn man auch nicht mehr so recht an IHN glaubt, so freut sich doch jeder, wenn ER nun endlich wieder da ist.

In Aue kam der

Weihnachtsmann mit 1700 PS

Kreises Aue freundlichst zur Verfügung gestellt hatte. Als dann noch Lose für die Konsum-Spielwarentombola vom Himmel (sprich Hubschrauber) herabflatterten und an einigen Orten der Weihnachtsmann sich persönlich unter seine riesengroße Freundesschar mischte, kannte die Begeisterung bei jung und alt keine Grenzen. Und auch die Kollegen vom Konsum Aue können mit dem Erfolg ihrer gelungenen Kundenwerbung zufrieden sein. So handelt der Handel auf neue Art.

Wenn der Weihnachtsmann und „Karin vom Konsum" (eine in Aue stadtbekannte Werbefigur) persönlich die Kunden besuchen, bringen sie Tausende auf die Beine! Aufgepaßt, Konsum (und HO, und nicht nur in Aue)! Solche Verbindung mit den Käufern nicht nur einmal im Jahr, sondern immer pflegen. *Fotos E. Buschmann*



Der gute Weihnachtsmann beschenkt die braven Kinder, das ist klar. Aber daß die ihn in Aue in solchen Scharen belagern würden, hatte er offensichtlich nicht erwartet, so daß er sich genötigt sah, die Konsum-Karin als Hilfskraft zu engagieren. Und nun freut sich schon alles auf das Wiedersehen 1961.

Berlin: Die Besten waren eingeladen. Zu Ehren des 125. Geburtstages der Eisenbahn in Deutschland empfing der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, eine Delegation Verdienter Eisenbahner. Sie konnten ihm berichten, daß sich 83 000 Eisenbahner in diesem Jahr an Betriebsakademien ein höheres Niveau erwarben und daß 26 500 im letzten Jahr an technischen Betriebsschulen einen zweiten Beruf erlernten. Auf diese und andere Erfolge ließ sich gut anstoßen.

Bukarest: Die erste Zellulose aus Donauschilf wurde Anfang Dezember im Zellulosekombinat Chiscani produziert. Damit ist das zweite Objekt des von Rumänien, Polen, der ČSSR und der DDR gebauten Kombinates angelaufen.

Freital: Aus Venezuela kamen Druso Esteller und Otto Antillano in die DDR, um an der Freiberger Bergakademie Metallurgie und Eisenhüttenkunde zu studieren. Beide absolvieren zur Zeit ihr Praktikum im Edelstahlwerk 8. Mai 1945.

ZEIT IM BILD

Naumburg: Sekunden nur dauert es, bis jeweils zehn Hühner die neuartige Geflügelrupfmaschine entfedert verlassen. Das Aggregat wurde von der mit staatlicher Beteiligung arbeitenden örtlichen Maschinenfabrik gebaut.

Dresden: Probleme und Konflikte der Jugend bot das „Theater der Jungen Generation" seinen jüngeren und älteren Zuschauern in einer deutschen Erstaufführung des Kriminalstücks „Was die Kamera nicht gesehen hat". Autor ist Jaroslav Zrotel aus der ČSSR.

Fotos: Zentralbild, Friedrich, Friedemann, Güttner, Berndt, Striggow, Liebscher

Dresden: Das sechste. Weihnachten ist Premiere für das sechste Kunsteisstadion unserer Republik. Ein langgehegter Traum der Freunde scharfgeschliffener Kufen geht damit in Erfüllung. Für 10 000 Zuschauer ist Platz geschaffen worden, und 24 000 Watt werden das neue Stadion in gleißende Helligkeit tauchen. Somit sind auch hier alle Voraussetzungen für ein neues Eissportzentrum in der DDR gegeben.

△

Neumünster: Leben will die Bevölkerung dieser westdeutschen Stadt. Deshalb demonstrierten ihre Bürger gegen die Bonner Atomaufrüstung. Gerade für die Bevölkerung Neumünsters ist die Gefahr besonders sichtbar geworden, da nach den Plänen des „Hold-fast"-Manövers diese Stadt vernichtet worden war.

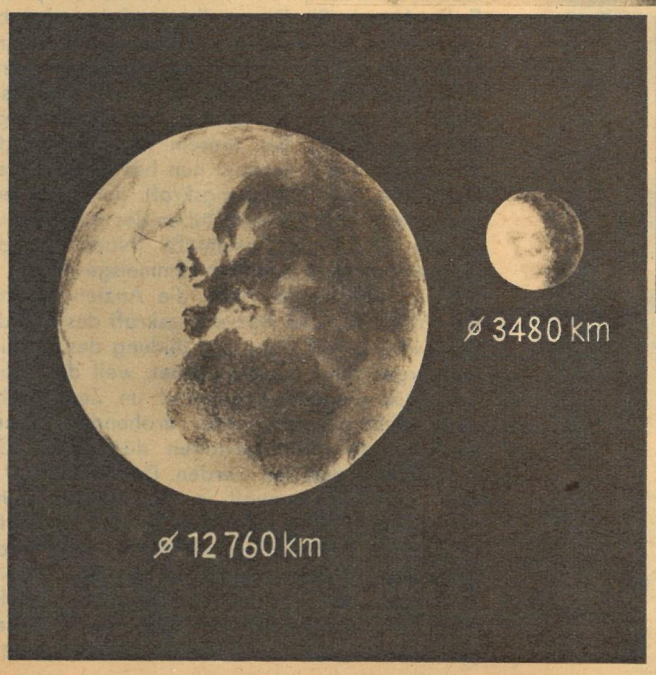
Stockholm: Wie einst Karl XII. ritt der schwedische Reporter Mats Linday von Rumänien über Ungarn, Österreich, Westdeutschland und die DDR nach Stralsund. „Karl war ein Mann von Krieg, ich bin ein Mann von Frieden", sagte er in seinen 19 Rundfunkreportagen. Die GST hatte den Reiter auf dem Gebiet unserer Republik bestens unterstützt.

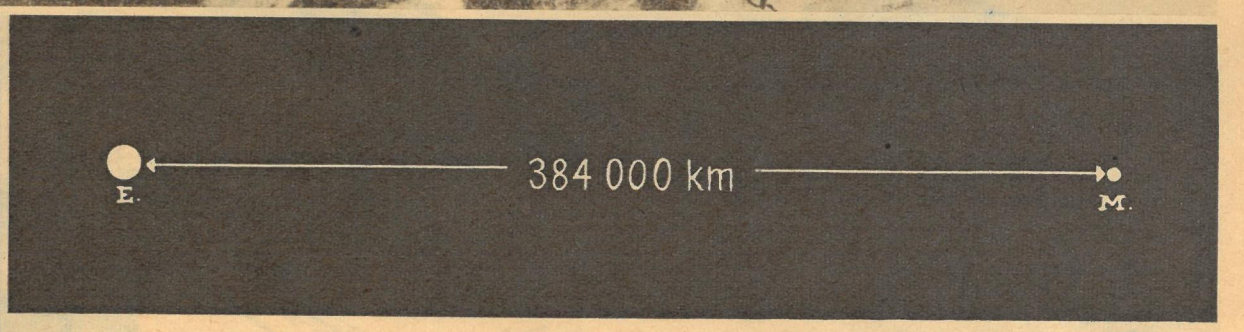
DER MOND

UNSER NACHBAR IM WELTENRAUM

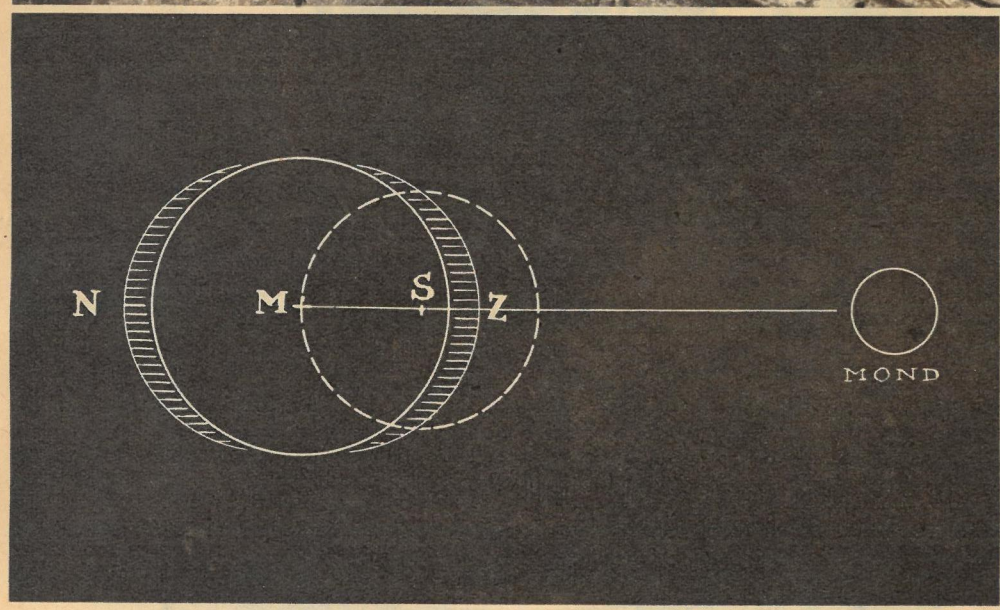
1. TEIL

Heinz Mielke stellt in einer neuen Serie für „ZB" die „Sterne" unseres Sonnensystems vor

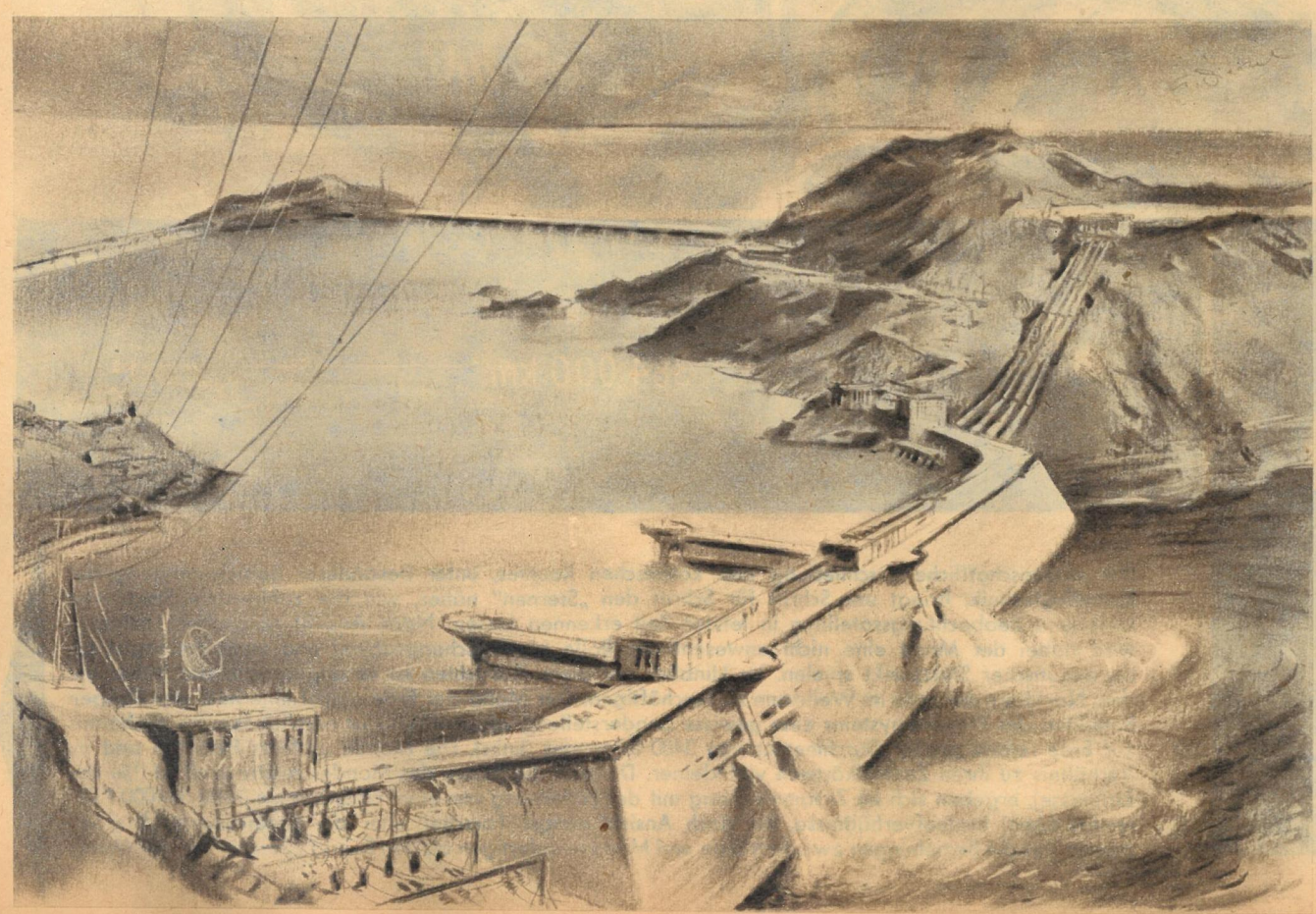




Die wissenschaftliche Erschließung des kosmischen Raumes, unter besonderer Berücksichtigung der Raumflugtechnik, bringt uns Schritt für Schritt den „Sternen" näher, wie die zahlreichen Starts von Meß- und Beobachtungssatelliten in letzter Zeit erkennen lassen. Nach Ansicht namhafter Fachleute wird dabei der Mond eine nicht unwesentliche Rolle als Forschungsobjekt und vielleicht sogar als astronautischer Stützpunkt spielen. Im Hinblick auf diese Aussichten ist es angebracht, sich näher mit dem Nachbarn der Erde im Weltraum zu beschäftigen. Der Mond der Erde nimmt innerhalb der übrigen Satelliten des Planetensystems eine gewisse Sonderstellung ein. Auffällig ist nämlich sein im Verhältnis zur Erde relativ großer Durchmesser von 3480 Kilometer (links). Die Monde anderer Planeten sind im Verhältnis zu ihren Zentralkörpern viel kleiner. Da auch die Masse des Mondes relativ groß ist ($^1/_{81}$ der Erdmasse), ergeben sich im Zusammenhang mit der Entfernung von etwa 60 Erdradien (rund 384000 Kilometer, oben) Umlaufverhältnisse, die nach Ansicht einiger Forscher eher die Bezeichnung „Doppelplanet" für die Beziehungen zwischen Erde und Mond rechtfertigen als den Begriff „Satellit" für den Mond.

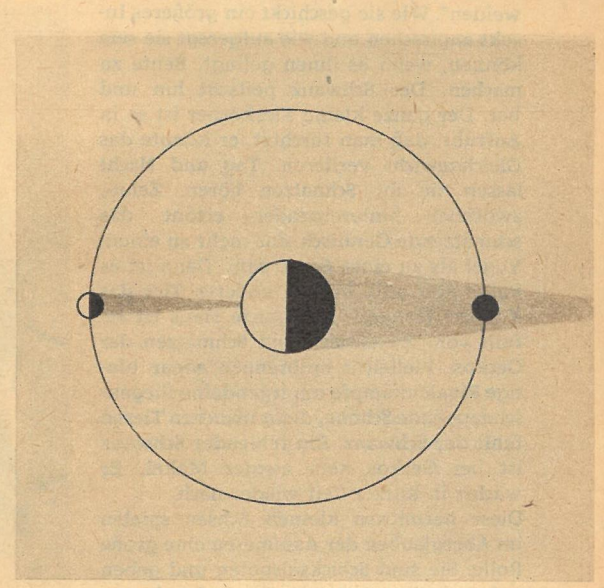


Der Erdtrabant als Energiespender



Der Mond ist die Ursache für eine der gewaltigsten Naturerscheinungen auf der Erde. Das ewige Spiel von Ebbe und Flut in den Weltmeeren ist eine Folge seiner auf die Erde einwirkenden Anziehungskraft. Zu Zeiten von Voll- und Neumond ist diese Wirkung besonders stark (Springfluten) und kann im Zusammenwirken mit eventuell auftretenden Stürmen (oben) katastrophale Folgen haben. Das Zustandekommen der beiden einander diametral gegenüberliegenden Flutberge hat seine Ursache im Zusammenspiel zwischen Anziehungs- und Fliehkräften (links). Der Mond bewegt sich nämlich nicht um den Mittelpunkt der Erde (M) als Massenzentrum herum, sondern um den Schwerpunkt des Systems Erde—Mond (S). Dieser liegt infolge der beträchtlichen Mondmasse etwas unterhalb der Erdoberfläche auf der Verbindungslinie Erde—Mond. Aber auch der Erdmittelpunkt M muß um diesen Punkt S einmal im Monat herumlaufen (gestrichelte Bahn). Bei diesem Umschwung des Erdkörpers um S entsteht nun bei N eine Fliehkraft, die der Anziehungskraft der Erde entgegenwirkt und das Aufwölben des sogenannten „Nadir"-Flutberges veranlaßt (Nadir ist der Gegenpunkt zum Zenit am Himmelsgewölbe). Im Punkt Z wird andererseits die Anziehungskraft der Erde durch die Anziehungskraft des Mondes geschwächt, was dann zur Bildung des „Zenit"-Flutberges führt (so bezeichnet, weil der Mond für diese Gegend annähernd im Zenit steht). Aber nicht nur als Faktor drohender, lebensvernichtender Naturgewalten dürfen die Gezeitenkräfte gesehen werden. Der Mensch ist in der Lage, sie sinnvoll in den Dienst seiner Energieversorgung zu stellen. In den geplanten „Gezeiten"-Kraftwerken werden die bei Flut angestauten Wassermassen in großen Becken zurückgehalten und bei Niedrigwasser zum Betrieb von Turbogeneratoren, ähnlich wie in einem gewöhnlichen Kraftwerk mit Stausee, ausgenutzt.

Das bizarre Aussehen der Mondoberfläche, mit ihren charakteristischen „Kratern" (links, Mond in der Phase des letzten Viertels, in der Bildmitte der berühmte Krater „Kopernikus"), den traditionsgemäß, aber doch fälschlich „Mare" (Meere, lat.) genannten großen Tiefebenen, den teilweise sehr langgestreckten Gebirgsmassiven, Rillen und Strahlensystemen stellt die Mondforscher in der Deutung ihres Entstehens auch heute noch vor viele ungelöste Rätsel. Einzig über das Fehlen einer merklichen Mondatmosphäre sowie über die Abwesenheit von freiem Wasser oder Eis und Schnee ist man sich allgemein einig. Die stets ungetrübte Klarheit, mit der bei klarem Himmel Einzelheiten der Mondoberfläche zu beobachten sind, läßt den Gegensatz zur wolkengetrübten Atmosphäre der Erde besonders deutlich werden. Im Zusammenhang mit den eben erwähnten Gezeitenerscheinungen auf der Erde haben nun verschiedene Wissenschaftler die Vermutung ausgesprochen, daß ähnliche Kraftwirkungen auf dem Mond in ferner Vergangenheit eine bedeutende Rolle bei der Ausbildung der Mondformationen gespielt haben könnten. Während sich die Oberfläche des ursprünglich sicher einmal glutflüssigen Mondes durch langsame Abkühlung mit einer ersten dünnen Kruste überzog, durchbrachen die darunter liegenden plastischen Massen an besonders schwachen Stellen immer wieder die feste Oberfläche, überschwemmten sie und bauten Krater und Gebirgsmassive auf. Auslösende Ursache für diese Durchbrüche könnten eben in den Gezeitenkräften gesucht werden, die genau wie an der Erde auch am Monde wirksam sind. Doch diese stark vereinfachte Darstellung ist vorläufig nur eine Hypothese unter mehreren. Auf jeden Fall kann man aber sagen, daß heute keine Veränderungen mehr auf dem Monde zu beobachten sind, die darauf hindeuten würden, daß die gebirgs- und kraterbildenden Vorgänge noch nicht abgeschlossen seien. Das Antlitz des Mondes ist also sozusagen sein „fossiles" Porträt aus fernster Vergangenheit, zumal ja abtragende und verändernde Kräfte wie Wind und Wasserströmungen auf dem Monde fehlen.



Wegen ihrer Seltenheit und ihres ungewöhnlich beeindruckenden Verlaufes zählt auch heute noch eine Sonnenfinsternis, vor allem im Totalitätsgebiet, zu den reizvollsten Naturerscheinungen. Mystische Vorstellungen von einem die Sonne verschlingenden Drachen oder anderen Ungeheuer versetzten die Menschen viele Jahrhunderte hindurch zu derartigen Anlässen in Angst und Schrecken. Im alten China zum Beispiel versuchte man durch Trommeln und Schreien das „Untier" zu vertreiben, das die Sonne „verspeisen" wollte (links). Die fortschreitende Naturerkenntnis vermochte diese Erscheinung schließlich, wie auch nicht anders zu erwarten war, als Folge einfacher und für den Menschen ungefährlicher Naturvorgänge zu erklären. Die Sonnenfinsternisse werden durch den Mond hervorgerufen, der sich bei seinem Umlauf um die Erde zu gewissen Zeiten genau zwischen Sonne und Erde schiebt (oben). Im Bereich seines auf die Erdoberfläche fallenden Kernschattens kann man dann eine „totale Sonnenfinsternis" erleben. Das Gegenstück dazu wäre eine „totale Mondfinsternis", bei der der Mond in den größeren Schatten der Erde hineinläuft.

Zeichnungen: Dietzel

Ursula Ullrich und Dr. Wolfgang Ullrich

Im Dschungel der Panzernashörner

Vorabdruck aus dem Neumann-Verlag, Radebeul bei Dresden

2. Fortsetzung

Elefanten mit 1000 PS

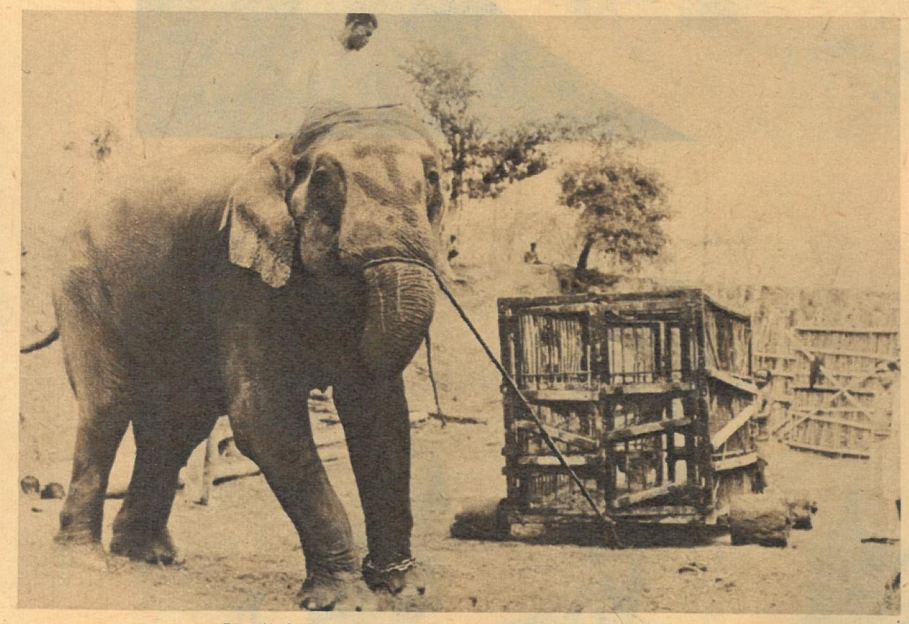
Bei dem kurzen Aufenthalt in Kalkutta werden Dr. Ullrich und seine Gattin von dem Tierhändler Mister Munro zur Tigerjagd, anschließend an ihre Panzernashornsafari, eingeladen. Bei ihrer weiteren Reise nach Assam, deren letzte Strecke mit einem bald auseinanderfallenden Auto zurückgelegt wird, erleben sie das indische Frühlingsfest. Für die Kinder ist dieses Fest eine herrliche Gelegenheit, jeden und jedes mit bunter Wasserfarbe vollzuspritzen. In Kaziranga, ihrem Aufenthaltsort für die nächsten Wochen, begegnen die beiden Forschungsreisenden dem ersten indischen Panzernashorn. Es wurde für den Zoo von Lucknow gefangen.

Wir sitzen vor unserem Zimmer. Ein Treppenhaus in unserem Sinne gibt es im Bungalow nicht. Die Zimmer im ersten Stock – wo wir wohnen – werden über eine Außentreppe erreicht. Vor den Zimmern läuft ein überdachter Balkon rings um das Haus. Es ist angenehm, auf ihm zu sitzen: Wir schauen in den nächtlichen Dschungel, ohne vom Regen belästigt zu werden. An den Wänden, an der Decke, im ganzen Haus huschen Geckos umher. Es ist sehr kurzweilig, diesen kleinen sandfarbenen Echsen bei ihrer Arbeit zuzusehen. Wie sie mit ihren Füßchen, die eine Haftvorrichtung an ihren Zehen tragen, an der Decke entlanglaufen und die vom Licht gebannten Insekten von der weißen Fläche „abweiden". Wie sie geschickt ein größeres Insekt anpirschen und wie aufgeregt sie sein können, wenn es ihnen gelingt, Beute zu machen. Der Schwanz peitscht hin und her. Der ganze kleine Tierkörper ist so in Aufruhr, daß man fürchtet, er könnte das Gleichgewicht verlieren. Tag und Nacht lassen sie ihr Schnalzen hören. Zehn-, zwölfmal hintereinander ertönt das schmatzende Geräusch, das mehr zu einem Vogel als zu einer Echse paßt. Dann ist es kurze Zeit still, bis ein anderes Tier das Konzert fortsetzt. Das ganze Haus ist erfüllt vom Zwitschern und Schmatzen der Geckos. Vielleicht entbrennen sogar blutige Rivalenkämpfe um irgendeine fliegenschnappende Schöne, denn manchen Tieren fehlt der Schwanz. Ein fehlender Schwanz ist bei Geckos kein ewiger Makel. Er wächst in kurzer Zeit wieder nach.

Diese harmlosen kleinen Echsen spielen im Aberglauben der Assamesen eine große Rolle. Sie sind Schicksalsboten und geben auf Gedanken Antwort. Die Inder deuten den schnalzenden Ruf als „yes, yes, yes". Noch sicherer ist ihnen diese Bestätigung, wenn der Gecko aus dem vorderen Teil des Hauses geantwortet hat. Fällt ein Gecko von der Decke, und das kommt trotz der Haftlamellen nicht selten vor, so kann dieser Sturz in die Tiefe, der für den Gecko immer harmlos verläuft, Glück und Unglück verkünden. Wenn der Gecko auf die rechte Schulter eines Menschen fällt, wird der Betroffene in den nächsten Tagen schwer erkranken, fällt er auf die linke Schulter, wird er bald sterben – so glauben es die Assamesen. Ein unvorstellbares Glück kündigt sich jedoch an, wenn der Gecko jemandem auf den Kopf fällt. Nach dem Glauben der Inder ist es ein gutes Zeichen, viele Geckos im Hause zu haben. „So viele Geckos, so viele Gedanken!" In den Wohnungen dummer Menschen fühlen sich die kleinen Echsen nicht wohl.

Ich glaube, wenn die Geckos wüßten, wie viele falsche Hoffnungen und Befürchtungen sie mit ihrem Zwitschern erwecken, sie würden schweigen.

Am nächsten Morgen weckt uns der Sturm. Er zerrt an den weitgeöffneten Fenstern und schlägt sie mit lautem Knall zu. Er rüttelt an den Türen und peitscht die Bäume. Ein heftiger Donnerschlag ist das Signal zum Wolkenbruch. Der Himmel öffnet alle Schleusen. Wir springen aus den Betten, um das wilde Naturschauspiel zu beobachten. Die Berge sind in dichten Nebel gehüllt. Über dem Nashorndschungel steht eine orangerote Wolkenmauer. Der Himmel ist schwefelgelb. Blitze zucken unaufhörlich und ziehen gewaltige Donnerschläge nach sich. Immer näher rückt das Gewitter heran. Es knistert in der elektrischen Anlage des Rasthauses.



Den Käfigwagen, den 14 Männer nicht bewegen konnten, transportiert der Arbeitselefant Mohan mühelos davon.

Allmählich verzieht sich das Unwetter. Nur der Regen bleibt und verwandelt das Land in eine eintönige graue Welt. Wir sind an das Haus gefesselt. Erst gegen zehn Uhr versiegt der Regen, aber die Sonne bleibt hinter Wolken verborgen.

Wir gehen wieder zum gefangenen Nashorn. Die ganze Dorfjugend ist hier versammelt. Ihre Hemden sind noch bunt vom gestrigen Fest. Die Jungen und Mädchen sind auf den Zaun geklettert und betrachten staunend die beiden Dickhäuter, denn über Nacht ist zu der Nashorndame noch ein junger Bulle hinzugekommen. Trotz des Regens haben die Inder das Tier aus der Fanggrube befreit, und ein großer starker Elefant hat es in einem Käfigwagen zum Kral gezogen. Der junge Bulle ist noch sehr scheu und hat sich in die äußerste Ecke seines Geheges zurückgezogen. Das eingewöhnte Weibchen ist durch den Neuankömmling beunruhigt. Rastlos läuft es an der Absperrung entlang, die beide Gehege verbindet. Dann steht es mit geblähten Nüstern in der Ecke des Krals, wo sich, durch den Zaun von ihm getrennt, das junge Nashorn niedergelegt hat, und saugt die Witterung des Neuen ein. Die Haut des Weibchens ist dunkelbraun von Nässe und Schlamm.

Zwei Knaben kommen den Weg entlang. Der jüngste schleppt keuchend einen Eimer, der bis zum Rand mit roter Farbe gefüllt ist. Sein Bruder trägt eine Spritze, die er sich aus einem Bambusstab selbst angefertigt hat. Sie klettern den Hang hinab zum Nashornkral und mischen sich unter die anderen Kinder. Wir haben nicht geahnt, daß das fröhliche Fest heute fortgesetzt wird, und fürchten für unsere Anzüge. Aber die beiden Kleinen haben mehr Angst vor uns als wir vor ihrem Farbentopf und würden es nicht wagen, uns zu belästigen.

Wieder ziehen mit Zimtrinde beladene Mikir vorüber. Als sie mit leeren Körben aus dem Dorf zurückkehren, verweilen sie am Kral, um aus respektvoller Entfernung das kleine Nashorn zu betrachten. Ich muß einen Filmwechsel vornehmen und setze mich auf den Boden. Der Film wird zurückgespult, die Kamera geöffnet und eine neue Filmpatrone eingelegt. Viele neugierige Augen beobachten mich. Als ich aufschaue, rennt ein halbes Dutzend Mikirkinder, die beim Filmwechsel zugesehen hatten, erschreckt schreiend davon. Ihre Mütter stehen dabei und lachen. Zwei Mikirfrauen tragen Säuglinge bei sich. Eins ist mit einem Tuch straff auf den Rücken der Mutter gebunden, das andere wird gestillt. Ich begrüße die Frauen auf Hindustani. Sie verstehen mich nicht, denn die Mikir sprechen ihre eigene Sprache. Weil mir die beiden Mütter freundlich zulächeln, gehe ich zu ihnen und betrachte mir ihre Kinder. Sie sind gut genährt und haben dunkle „geschlitzte" Augen. Ich streichle einem kleinen Mädchen behutsam die Wange. Es schlägt die Augen auf, grapscht nach meinem Zeigefinger und versucht mit aller Kraft, ihn in sein Mäulchen zu ziehen. Wir werden die Mikir bald in ihren Bergdörfern besuchen.

Die Forstarbeiter müssen eine Rampe am Eingang zum Kral ausheben, um die Nashornkuh verladen zu können. Die Rampe soll so breit werden, daß ein Lastkraftwagen so tief hinabfahren kann, bis die Ladefläche des Autos und der Boden des Nashorngeheges in gleicher Höhe verlaufen. Dann braucht das Tier nur aus dem Gehege zur geöffneten Tür getrieben zu werden, und es kann in die Transportkiste hineinspazieren.

Noch steht vor dem Gehege der Käfigwagen, in dem der junge Bulle herbeigeschafft worden ist. Vierzehn Männer mühen sich mit größter Kraftanstrengung, den Eisenkäfig, der auf vier breiten Holzwalzen steht, zu bewegen. Doch ihre Kräfte reichen nicht aus. Ein großer Elefant schreitet, vom Dorfe kommend, über das Grasland und nähert sich dem Nashornkral. In seinem Nacken sitzt der Mahaut, der den Elefant mit den Fersen lenkt. Der dunkelgraue Riese rutscht eine Böschung hinab, steigt über schmale Gräben, wobei der empfindsame Rüssel prüfend den Boden abtastet. Es ist Mohan, der größte und stärkste Elefant der Forststation Kohora. Sein Schädel ist lang und schmal. Die Ohren sind mit unzähligen rosa Flecken übersät, ein Zeichen dafür, daß der Elefant aus dem jugendlichen Alter heraus ist, denn erst mit fünfzehn Jahren beginnt dieser Pigmentverlust an Ohren, Rüssel und Stirn. Die Ohrränder des Riesen sind mehrfach eingerissen. Stirn, Wangen und Rüsselansatz sind mit roten Ornamenten bemalt. Der Mahaut lenkt ihn zum Käfigwagen und ruft ihm einen Befehl zu. Sofort faßt Mohan mit dem Rüssel das Tau, an dem die Männer gezogen haben, hebt es auf, steckt es in das Maul, windet es geschickt um den Rüsselansatz und zieht an. Das Tau strafft sich. Der Elefant senkt den Kopf. Da, ein Ruck, ein pfeifendes Geräusch, und das Seil saust wenige Zentimeter über unsere Köpfe hinweg. Die Inder stehen wie erstarrt, dann klatschen sie sich lachend auf die Schenkel. Das feste Juteseil ist zerrissen, ohne daß sich der Wagen von der Stelle gerührt hat. Wieder packt der Elefant das Tau, und wieder zerreißt es. Der Mahaut führt sein Tier an die Rückseite des fahrbaren Käfigs. Der Riese legt seinen Schädel an die Eisenstäbe und schiebt den Käfig, den vierzehn Männer kaum von der Stelle bewegen konnten, mühelos einen kleinen Hügel hinan auf die Straße. Stolz sagt der Förster: „Dieser Elefant hat mindestens tausend PS!"

Ein schwächerer Elefant soll nun vor den Wagen gespannt werden. Es ist ein zahnloser Bulle, mit kurzem, gedrungenem Schädel. Eine Kette wird am Käfigwagen befestigt, die mit dem aus vielen Juteseilen bestehenden Halsband des Elefanten verbunden wird. Kaum ist der Elefant angeschirrt, als er schon davonrennt. Der Mahaut in seinem Genick schreit und schlägt ihm den Eisenhaken auf den Schädel. Doch der rasende Elefant merkt es nicht. Er tobt davon, den tonnenschweren Eisenkäfig wie ein leichtes Leiterwägelchen hinter sich her zerrend. Ein Rad löst sich und rollt die Böschung hinab. Der Riese rennt weiter, streift einen Telegrafenmast, rast gegen den Zaun der Teeplantage, zerreißt den Stacheldraht, als wären es Spinnweben, und kommt endlich zum Stehen. Er atmet schwer. Aus einem kreisrunden Loch in der Stirn sickert dunkelrotes Blut. Er schwingt den Rüssel hoch und betastet vorsichtig die Wunde, die der Eisenhaken des Mahauts ihm geschlagen hat. Der Grund zu seiner überstürzten Flucht war, nach der Meinung des Försters, die Nashornwitterung, die ihm plötzlich in den Rüssel gefahren ist. Er fürchtet sich vor Nashörnern und geht durch, wenn er im Dschungel einem Rhino begegnet. Der gleiche Elefant soll vor einigen Wochen von einem Rhinozeros so erschreckt worden sein, daß er in wildem Lauf vom Sumpf bis zur Elefantenstation gerannt ist, eine Entfernung, die der Elefant bei normaler Gangart in drei bis vier Stunden zurücklegt. Kein Schreien, keine Schläge brachten ihn zum Stehen. Er rannte und rannte, bis er atemlos und zitternd Kohora erreicht hatte. Den Reitern, die sich auf seinem Rücken festklam-

merten; ist bei dieser wilden Flucht Hören und Sehen vergangen. Sie haben sich zwar tapfer im Sattel gehalten, sollen aber seither nie wieder einen Elefanten bestiegen haben.

Der nervöse Arbeitselefant wird ausgeschirrt, das Rad wird wieder befestigt, und Mohan schiebt den Wagen auf den Weg zurück.

Wieder regnet es. Wir gehen zum Rasthaus zurück und schreiben Briefe. Es klopft. Der Küchenjunge schiebt den Kopf zur Tür herein und fragt zaghaft:

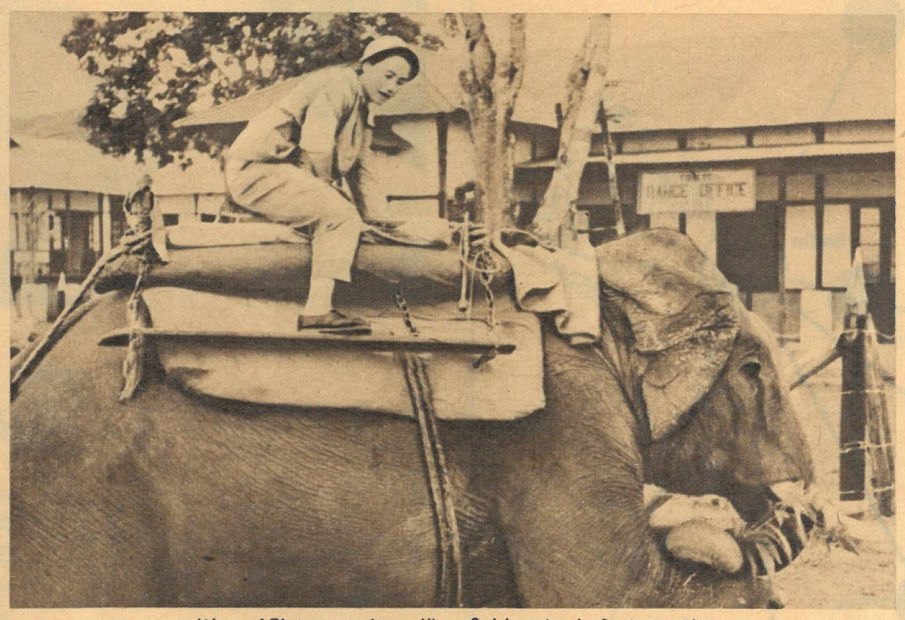
„Khana englisch? Khana indisch?"

Wir sagen, daß wir zwar englisch sprechen, ihn aber nicht verstehen können. Er macht ein betrübtes, hilfloses Gesicht und wiederholt seine Fragen. Schließlich geht Wolfgang mit ihm hinunter. Später erklärt mir mein Mann lachend, daß Khana Essen heißt, und daß der Junge nur wissen wollte, ob wir englische oder indische Küche bevorzugen. Weil wir die indische Küche nicht genau kennen, entscheiden wir uns vorsichtshalber für ein europäisches Essen.

Unser Menü besteht aus Tomatensuppe, einem Hühnchen, in Tunke gewärmten Pellkartoffeln und ungesalzenem, in Wasser gedämpftem Kraut. Als Nachtisch gibt es leckeren Karamelpudding. Wir sprechen und verstehen keine der vielen indischen Sprachen. Doch wir haben uns einige Hindiworte eingeprägt, die uns besonders wichtig erscheinen. Darunter ist auch das Wörtchen „danke". Wir möchten dem netten Boy, der für uns den Tisch gedeckt hat und der uns die Speisen zureicht, eine Freundlichkeit sagen. Wir bedanken uns für seine Mühe mit dem Wort „sukria". Es scheint ihm noch nicht passiert zu sein, daß sich jemand für eine Arbeit, für die er bezahlt wird, bedankt, denn er ist sichtlich verlegen. Der Dienstbote ist in Indien notwendig, er ist unentbehrlich, aber trotzdem im Haushalt nur geduldet, denn er gehört einer niederen Kaste an. Man bittet ihn nicht, man befiehlt ihm, und für erfüllte Befehle braucht man sich nicht zu bedanken. Die persönlichen Sorgen interessieren die meisten Herrschaften nicht. Eine menschliche verständnisvolle Beziehung zwischen Dienstboten und Herrschaft besteht sehr selten.

Der Regen hat endlich aufgehört. Die gepflegte Wiese vor dem Haus hat sich wie ein Schwamm voll Wasser gesogen. Ein Gärtner sammelt herabgefallene Blätter in einen Korb. Von den Ästen der Bäume hängen lange Rispen von wunderschönen Orchideen. Sie erinnern mich an meine bescheidene Orchideensammlung daheim und an die große Mühe, die es kostet, sie in gutem Zustand zu halten. Hier kann man die in unseren Breiten so kostbaren Pflanzen im Garten haben, ohne einen Finger zu rühren, denn in der hohen Luftfeuchtigkeit und tropischen Wärme gedeihen sie wie Unkraut.

In den Mikirbergen rufen Gibbons. Die Abendsonne liegt wie ein großer roter Ball auf dem Horizont. Das ganze Land ist in rotes Licht getaucht. Betelnußpalmen mit ihren hohen schlanken Stämmen stehen schwarz, an chinesische Scherenschnitte erinnernd, vor dem roten Himmel. Wir hoffen, daß wenigstens eine Farbaufnahme den wunderbaren Zauber dieser Minuten festzuhalten vermag. Bald verblaßt auch der letzte rote Hauch. Ein zartes Hellgrün folgt nach, das schnell in Hellgrau, Dunkelgrau und Blau überwechselt. Schon blinkt der erste Stern. Wir sind bei unserem Spaziergang zu einer Wiese gelangt, auf der wir die großen Trittsiegel von Elefanten finden. Vielleicht werden die Arbeitselefanten zur Waldwiese geführt, damit sie von den saftigen Sträuchern und Bäumen äsen. Es raschelt neben uns. Erschreckt fahren wir zusammen. Ein Vogel erhebt sich aus einem Gebüsch und zieht schnarrend und kreischend ab. Vor uns liegt Losung. Die Kotballen sehen fast wie die „Äpfel" des Elefanten aus, doch sie sind kleiner. Auch haben die Elefanten nicht die Gewohnheit, ihre Exkremente zu kleinen Hügeln aufzutürmen.



Wer auf Elefanten reiten will, muß sich vorher im Spakat geübt haben, sonst schmerzen ihm bald die Beine und der Rücken.

„Das kann nur von Nashörnern stammen", stellt Wolfgang fest. Seine Vermutung wird bestätigt, als wir die Fährte eines erwachsenen Nashorns und eines Jungtiers im weichen Erdreich entdecken. Nashornmütter sind argwöhnisch. Sie greifen oft an, wenn sie ein verdächtiges Geräusch oder eine fremde Witterung vernehmen, denn sie wollen ihr Kind schützen. Es wäre sehr unangenehm, im Dunkeln von einem Nashorn angegriffen zu werden, deshalb ziehen wir es vor, unseren Abendbummel abzubrechen und zum Rasthaus zurückzukehren. Wieder irrlichtern die kleinen „verliebten" Käfer. In nimmermüdem Eifer blinken sie und funkeln, als wollten sie die Sterne überbieten, die hell strahlend, wie wir es in Europa nicht gewöhnt sind, aus dem dunklen Himmel hervortreten.

Vor unserer Tür liegt ein schwarzes Bündel. Als wir näher kommen, entrollt es sich und entpuppt sich als ein struppiger schwarzer Hund, der mit eingekniffenem Schwanz eilig das Weite sucht. An diesem Abend mache ich noch eine unangenehme Entdeckung. Als ich mir das Haar kämme und mir danach über die Schultern streiche, um ausgekämmte Haare herunterzufegen, spüre ich ein großes behaartes Tier, das an meiner Hand haftet. Vorsichtig bringe ich die Hand vor meine Augen und stoße einen Schrei aus, denn auf meiner Hand sitzt eine große Spinne. Sie ist braun, behaart und trägt einen schwarzen Fleck auf dem Rücken. Entsetzt schleudere ich das Tier weit von mir und rufe aufgeregt nach meinem Mann. Als er kommt, ist die Spinne verschwunden. Der Förster, dem ich die Spinne beschreibe, sagt überzeugt: „Das kann nur eine ‚Schwarze Witwe' gewesen sein. Sie kommt in Assam verhältnismäßig häufig vor. Ihr Biß ist sehr giftig, oft sogar tödlich."

Die „Schwarze Witwe" ist aber in Nordamerika beheimatet. Haben die Inder den Namen dieser berühmten gefährlichen Spinne für ihre giftigen Achtbeiner übernommen? Vielleicht handelt es sich auch um eine harmlose Spinne, die nur im Verruf steht, gefährlich zu sein. Wir haben auf unseren Reisen oft feststellen können, daß völlig ungefährliche Schlangen, aber auch Eidechsen und Chamäleons gefürchtet und verfolgt wurden. Der Aberglaube und die Unwissenheit der Menschen wurden ihnen zum Verhängnis. Aber selbst in unserer Heimat gibt es leider noch Menschen, die eine Ringelnatter nicht von einer Kreuzotter unterscheiden können und der Meinung sind, daß Fledermäuse sich in den Haaren verfangen. Jeder zweite Brief, der uns erreicht, enthält die Frage, ob wir nicht auch giftigen Schlangen in Afrika begegnet sind. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß in den meisten Reisebeschreibungen, bestimmt aber in jedem Abenteuerroman, Giftschlangen eine große Rolle spielen. So muß der Leser den Eindruck gewinnen, daß diese Tiere im Dschungel nur auf Menschen warten, um ihnen eine tödliche Injektion verabreichen zu können. Auf unseren beiden Afrikareisen sind wir fünf Schlangen begegnet. Davon waren drei giftig. Drei ergriffen die Flucht, bevor wir uns ihnen genähert hatten. Über eine Riesenschlange stieg Wolfgang, der sie nicht bemerkt hatte, hinweg. Sie blieb ruhig am Boden liegen. Als ich sie entdeckte und Wolfgang zurückrief, kroch sie schnell in einen nahen Busch. Nur eine schwarze Kobra griff uns an, weil wir sie fast mit dem Auto überfahren hätten.

Wir erhielten auch zahlreiche gute Ratschläge, bevor wir nach Indien flogen. Einen der lustigsten Briefe, der aber von dem Schreiber durchaus ernst gemeint war, möchte ich hier im Wortlaut auszugsweise folgen lassen.

„Sehr geehrter Herr Dr. Ullrich! Eben erfahre ich, daß sie die erfreuliche Absicht haben, Indien, das Land meiner Träume, zu besuchen. Von Jugend auf war es mein Wunsch, und ich habe von meinem achtzehnten Jahr bis jetzt alles durchgeschmökert, was bisher geschrieben worden ist. Anbei erlaube ich mir, Ihnen einige Auszüge aus meinen Tagebuchnotizen zum besten zu geben. Da auch ich ein großer Tierfreund bin, hätte ich mich gern an Ihrer Indienreise beteiligt und einige Dienste geleistet. Auch ein junger zwanzigjähriger Freund, Maschinenschlosser, ist von einer Mitreise und Anstellung bei Ihrer Expedition begeistert und will durchaus mit. Bitte schreiben Sie mir, ob für uns eine so hoffnungsfrohe Aussicht besteht. Schon nach wenigen Tagen merkt man, ob man in die Tropen paßt. Der Ungeeignete wird bleich und schlaff, ist immer müde und verliert die Eßlust. Man muß ganz vernünftig und mäßig leben und den Darm gründlich reinigen. Öfter Gurken, Apfelsinen, Sauermilch und Molken essen; Joghurt mit Paprika, Knoblauch mit Paprika. Täglich vier bis fünf Liter Wasser trinken, denn je mehr man schwitzt, desto wohler fühlt man sich. Die bestschmeckendste Frucht ist die Mangoatine und die Duriantrucht. Es wird in Indien auch viel Erde, bis 125 Gramm pro Tag, gegessen, als Brotaufstrich zubereitet und dergleichen (ähnlich unserer Heilerdekur). Für Trinkwasser gibt es extra bezeichnete Wasserhähne für Europäer und Fremde an Bahnhöfen usw., weil der Fremde als ‚unrein' gilt.

Milchschalen als Erfrischung kauft man nach unserem Gelde für wenige Pfennige, die Schale wird nicht zurückgegeben. Die Milch wird nur erhitzt, also ungekocht verkauft.

Reisbrot wird, stückweise abgebrochen, auch als Löffel benutzt. Frühstück wird ausgeboten mit dem Ruf: ‚Halwa Puri Katschori', Früchte: ‚Katschuli ki tschat'. Und der Wasserträger ruft: ‚Pani le pum.' Eiscreme wird angeboten mit dem Ruf: ‚Malai ki Barat.'

Das beste Hotel in Bombay ist das Majeztie-Hotel.

Kamatipura ist das Freudenviertel von Bombay. Am schlimmsten in der Nähe der Suklajestreet. Freudenmädchen sind dort mit Arsenik durchseucht, so daß schon ein Kuß tödlich sein kann. Fortsetzung Seite 18

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit ab ..... 19..... die Illustrierte

„ZEIT IM BILD" im Abonnement

Die Zustellung erfolgt einmal wöchentlich zum Bezugspreis von monatlich 1,30 DM frei Haus oder vierteljährlich 3,90 DM frei Haus

Name: ..... Ort: .....

Straße: .....

Benutzen Sie die Schnellverbindungen der Deutschen Reichsbahn!

Sie reisen sicher
schneller
bequem
billig

Rostock
Neubrandenburg
Berlin
Potsdam
Magdeburg
Halle
Leipzig
Erfurt
Karl-Marx-Stadt
Dresden

API-ROYALE

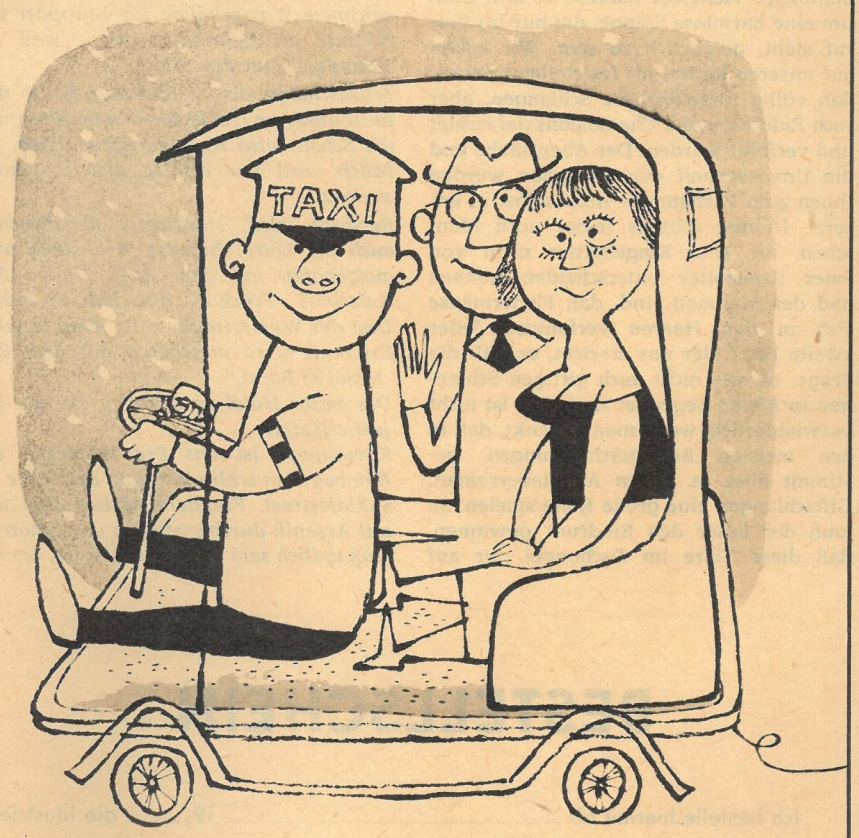
GELEE-ROYALE
ZELLTONIKUM

GÜNDEL, LEIPZIG S3

Die Bienenkönigin

verdankt ihre Vorrangstellung der Ernährung mit **GELEE-ROYALE,** welches sich durch hohen Gehalt an hautfreundlichen Biokatalysatoren auszeichnet. Zahlreiche Versuche zeigten seine Wirksamkeit in der Schönheitspflege.
Regelmäßige Anwendung erzeugt Straffung erschlafften Gewebes, bessere Durchblutung, frischen Teint und beugt Faltenbildung vor.

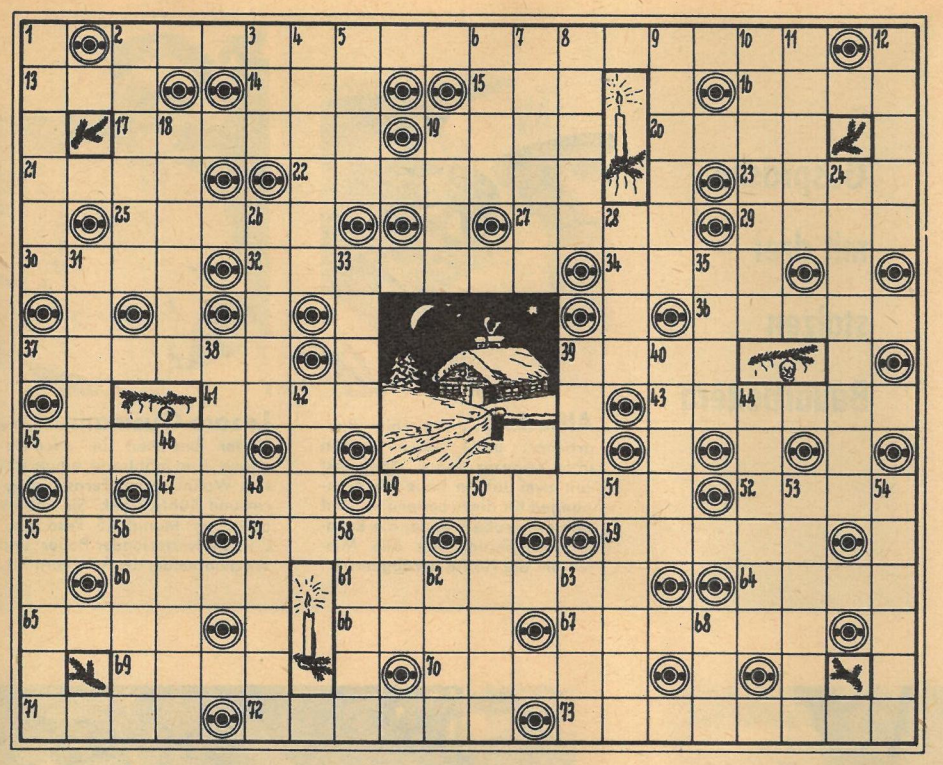
API-Royale



Aslid die wohlige Wärme

Heizkissen und -teppiche aus dem

VEB KABELWERK ADLERSHOF



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. Wunsch an unsere Leser (zwei Wörter), 13. Schachweltmeister, 14. Papageienart, 15. Wappentier, 16. bekannter Berliner Rechtsanwalt, 17. Staat der USA, 19. Plattfisch, 20. Brutstätte, 21. Weinernte, 22. Schwachsinn, 23. Behältnis, 25. Tierfett, 27. Kreisstadt in Nordrhein-Westfalen, 29. Nebenfluß der Kura, 30. Hirschart, 32. Stadt im Hochland des Iran, 34. Kriegsgott, 36. Vertiefung, Beule, 37. Mitglied des Staatsrates der DDR, 39. Erzählung, 41. Schachfigur, 43. Berg in Armenien, 45. ätzende Flüssigkeit, 47. Angehöriger der herrschenden Klasse im alten Peru, 49. unverbrennbarer Plast, 52. sowjetische Telegraphenagentur, 55. Strom in Mitteleuropa, 57. Rauchfang, 59. Goethes Zeichenlehrer, 60. abgegrenztes Feldstück, 61. schwanengroßer Vogel, 64. Neige, 65. holländischer Maler (1622—1693), 66. Grundbaustein der Materie, 67. behördliche Erlaubnis, 69. pflanzenfressendes Baumtier, 70. altes Streichinstrument, 71. altes Feldmaß, 72. Sportart, 73. Gegner, Widersacher.

Senkrecht: 1. Weihnachtsgebäck, 2. Schwimmorgan, 3. Waldgrundstück, 4. Sinfonie von Beethoven, 5. steile Bergseite, 6. menschliches Organ, 7. historisch entstandene Menschengemeinschaft, 8. Hauptform der LPGs in der Sowjetunion, 9. Nahrungsbedürfnis, 10. Begeisterung, 11. die anorganische und organische Welt, 12. Wolldecke des Schafes, 18. russischer Feldherr im Türkenkrieg 1787/92, 19. Bücherregal, 24. Gebäude für mittelalterliche Reigenspiele, 26. Volksrepublik in Asien, 28. jugoslawische Währungseinheit, 31. Großkatze, 33. Hafenmauer, 35. Nebenfluß der Fulda, 38. hebräisch: Garten, 39. Planaufgabe, 40. Ehepartner, 42. Fluß in Westeuropa, 44. Herbstblume (Mehrzahl), 46. langhalsiger Paarhufer, 48. Astronom (1571—1630), 49. kleine Pflanzfläche, 50. Panzerechse, 51. im Altertum Küstenlandschaft im Westen Kleinasiens, 53. Stadt und Provinz in Mittelitalien, 54. Spottschrift, 55. Malerfarbe, 56. Aufsehen, 58. Rist des Fußes, 62. Theaterplatz, 63. Gestalt aus Egmont, 68. nordischer Männername.

Liesschen Müller

(42) „Was denn — im fünften Semester biste und kannst nich mal 'n Cobbler von 'nem Fizz unterscheiden?"

SILBENRÄTSEL

ap arm bank band bar beck ber ber bus de de den die do do du e e e er eu ex ex fel frank gal grant grin haut he he hor i i i in jam ka ke ko kra li lin man me mi nan ne ne nes netz nis nis nor o pen per phrat pin re rei ri ru se sit stech strich te trakt um ur vens zieh

Es sind siebenundzwanzig Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers aus einem Weihnachtsgedicht und seinen Verfasser nennen. (ch ein Buchstabe.)

1. Maschine zur Herstellung von Draht und Rohren, 2. spanische Arbeiterführerin, genannt „La Pasionaria", 3. deutscher sozialistischer Theaterkritiker, 4. Edelgas, 5. Erfinder des Blitzableiters, 6. russischer Maler (1844—1930), 7. Oper von Mozart, 8. größter Strom Vorderasiens, 9. griechische Inselgruppe, 10. Auszug aus Pflanzenstoffen, 11. Teil des Auges, 12. Sachverständiger, 13. holländischer Dokumentarfilmregisseur bei der DEFA, 14. südamerikanischer Strauß, 15. sowjetische Schriftstellerin, Verfasserin von „Fast drei Jahre", 16. nordwestfranzösische historische Landschaft, 17. Versfuß, 18. Sprengstoff, 19. Generalsekretär der KP in den USA, 20. Auswanderer, Flüchtling, 21. Fluß in Westafrika, 22. höchster Berg im nördlichen Schwarzwald, 23. Schmuckstück, 24. Verfasser, 25. Nachtschattengewächs, 26. Betrieb zur trockenen Destillation von Kohle, 27. Fußbodenbelag.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 51

Silbenrätsel. 1. Demut, 2. Alphabet, 3. Sellerie, 4. Ingenieur, 5. Cleveland, 6. Hornisse, 7. Initiator, 8. Sarkophag, 9. Tokio, 10. Demokratie, 11. Intrigant, 12. Elbflorenz, 13. Matrose, 14. Unkosten. — „Das Ich ist die Mutter der Goetzen."

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kaffa, 4. Last, 7. Lasso, 10. Lama, 11. Euler, 12. Kanal, 14. Dill, 15. Nugat, 17. Omega, 18. Baribal, 19. Eutin, 21. Narew, 23. Elen, 24. Wehr, 25. Nero, 27. Kern, 29. Zink, 30. Oran, 33. Asien, 37. Akaba, 38. Pelikan, 41. Magot, 42. Tarim, 43. Diva, 44. Odets, 45. Terek, 46. Reni, 47. Hades, 48. Reis, 49. Elgar. — Senkrecht: 1. Kaktee, 2. Flamingo, 3. Aalen, 4. Lada, 5. Selb, 6. Tula, 7. Lenin, 8. Aruba, 9. Saale, 13. Note, 16. Garnele, 20. Ulme, 22. Waran, 25. Nizza, 26. Rentier, 27. Krokodil, 28. Raab, 31. Rate, 32. Nasser, 34. Spada, 35. Elite, 36. Nimes, 37. Agone, 39. Ader, 40. Nike, 41. Mars.

Rätselschnecke. Von außen nach innen: Ramie, Wega, Lesser, Kraut, Kasus, Palette, Fall, Esse, Niet, Barett, Odessa, Krabbe, Israel. — Von innen nach außen: Lear, Sieb, Barkasse, Dotter, Abtei, Nessel, Lafette, Lapsus, Aktuar, Kresse, Lage, Weimar.

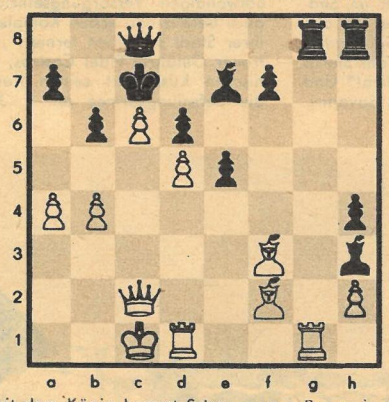
Das unbekannte Indien

Mit einem achtbaren Erfolg gegen den Exweltmeister Dr. Euwe führte sich der unbekannte indische Spitzenspieler in der Olympiade 1960 ein.

Damen-Indisch

Weiß: Aaron, Indien — Schwarz: Dr. Euwe, Holland

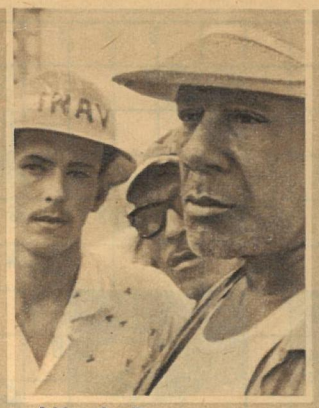
1. **d4 Sf6** 2. **Sf3 b6** 3. **c4 Lb7** 4. **Sc3 e6** 5. **Lg5 h6** 6. **Lh4 Le7** 7. **e3 d6** (Im Sinne einer Vereinfachung liegt 7. . . . Se4 8. Le7: De7: 9. Se4: Le4:. Dr. Euwe ist daran natürlich nichts gelegen.) 8. **Ld3** (Danach geht schon ein Bauer „flöten", in Frage kam 8. Dc2.) 8. . . . **g5** 9. **Lg3 g4** 10. **Sd2 Lg2:** 11. **Tg1 Lb7** 12. **e4 e5** 13. **d5 Sbd7** 14. **f3 h5** 15. **Le2 gf3:** 16. **Lf3: Sf8** 17. **De2 Sg6** 18. **0-0-0 Lc8** (Die schwarze Königstellung wird zunächst ausgebaut.) 19. **Sf1 h4** 20. **Le1 Sf4** 21. **Dc2 Lh3** 22. **Se3 Dd7** 23. **Lf2 0-0-0** (Es wäre besser, wenn Schwarz, statt der Rochade, Anstalten getroffen hätte, seinen Mehrbauern auf f7 zu aktivieren.) 24. **a4** (Weiß setzt hier mit bemerkenswertem Elan sein Gegenspiel an.) 24. . . . **Kb7** 25. **b4 c5** 26. **dc6:† e. p. Dc6:** 27. **Scd5 S6d5:** 28. **Sd5: Sd5:** 29. **ed5:** (Nach dem Untergang sämtlicher Pferde gebietet Schwarz nun über zwei verbundene Freibauern. Bevor diese jedoch überhaupt zum Einsatz kommen, treten die weißen Sturmbauern — von den Läufern ausgezeichnet unterstützt — kräftig in Aktion.) 29. . . . **Dc8** 30. **c5! Tdg8** (30. . . . dc5: 31. d6†) 31. **c6† Kc7?** (Bei diesem Fluchtversuch



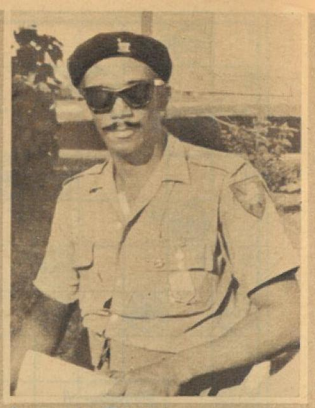
mit dem König kommt Schwarz vom Regen in die Traufe. Zwingend war, mit dem König in der brenzligen Ecke zu bleiben.) 32. **a5 ba5:** 33. **Da4 Kd8** 34. **Da5:† Dc7** 35. **Da7: Da7:** 36. **La7:** (Nach dem Raunen unter den Zuschauern, Dr. Euwe stehe auf Verlust, konzentrierte sich alles auf die Partie.) 36. . . . **Lg5†** 37. **Kb2 Ke7** 38. **b5 Ta8** 39. **Tg5: Ta7:** 40. **b6 Ta4** 41. **b7 Tb8** 42. **Ta1 Tb4†** 43. **Kc3 T4b7:** 44. **cb7: Tb7:** 45. **Th5 Tc7†** 46. **Kd3 Ld7** 47. **Th4: Lf5†** 48. **Le4 Le4:†** 49. **Te4: Tc5** (Man tut, was man kann, aber alles ist vergebens.) 50. **Ta7† Kf6** 51. **Te2 Td5:†** 52. **Ke3 Ke6** 53. **Td2 Tb5** 54. **Ta6 Tb3†** 55. **Kf2**, und Schwarz gab auf.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Chefredaktion: Kurt Stephan und Lena Smolny; Bruno Goldhammer, Werner Jenke, Eberhard Kottwitz · Verlagsleiter: Günther Zumpe · Redaktion und Verlag Zeit im Bild, Dresden A 19, Spenerstraße 21 · Ruf 3 41 15 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM

Gespräche mit drei stolzen Bauarbeitern



Alfredo B.: „Ich bin Bauarbeiter, baue Häuser schon über zwanzig Jahre. Aber erst seit zwei Jahren baue ich Wohnungen für die Arbeitenden. Und nun die große Freude, die Revolutionsregierung hat alle Mieten um die Hälfte herabgesetzt."

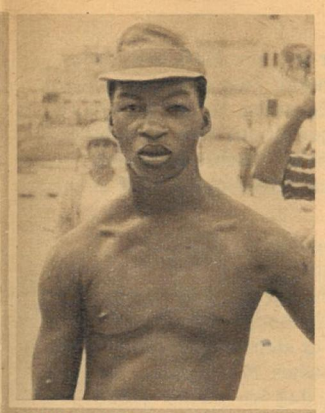


Lazaro Guzmann: „Die Mieter beziehen in ‚Neu-Havanna' eine möblierte, eingerichtete Wohnung mit Fernsehapparat und Kühlschrank. Sie zahlen dafür im Monat 15 Peso ab." L. ist stellvertretender Polier und Wachhabender der Arbeitermiliz.

„Bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf . . .!" Auch unter der sengenden Tropensonne erklang fröhlich unser Lied, flatterte unsere blaue Fahne mit der aufgehenden Sonne am Fuße der Sierra Maestra. Jahrhundertelang galt dieses Gebiet im Südosten der Insel als das ärmste und rückständigste. Hier in den Bergen lebten 230 000 Bauern in unvorstellbarem Elend. Sie lernten nie ihren eigenen Namen schreiben. Das Volk sagte: „In der Sierra geboren zu werden ist schwer, zu überleben fast unmöglich!" Und jetzt wächst hier eine Stadt aus weißen Steinen in die Savanne, eine Schulstadt für 20 000 Kinder. 40 Wohneinheiten werden je 500 Schüler beherbergen. Im Projekt sahen wir Sportanlagen, einen zoologischen Garten, eine Kindereisenbahn, ein Museum und alle notwendigen Versorgungseinrichtungen eingezeichnet. Wir sahen auch bereits den ersten Komplex stehen, wo 500 Kinder den Namen ihrer Stadt schreiben lernen: „Camilo Cienfuegos". — So hieß ein treuer Gefährte Fidel Castros, der im Dezember 1956 an der kubanischen Küste mit seinen Kampfgefährten landete und mithalf, die Befreiungsarmee am 2. Januar 1959 zum Siege zu führen.

Nur über ein kleines Stahl- und Walzwerk verfügt Kuba. Dabei ist es reich an Erzen aller Art (Eisen: 15 Milliarden Tonnen Vorrat). Die nordamerikanischen Imperialisten haben die Industrialisierung des Landes nicht zugelassen, um die strategisch wichtige Insel vor ihrer Haustür besser in den Fängen der kolonialen Ausbeutung halten zu können. Jeder sechste war in Kuba arbeitslos, und so hauste im Schatten der Wolkenkratzer von Havanna das nackte Elend. Der Zuckerrohranbau ist Saisonarbeit und bietet einer großen Zahl von Landarbeitern nur für die knappe

„Kanne" riefen wir ihn. Richtig aber heißt er Gerd Kannengießer. Der junge Ingenieur ist der Bauleiter des Jugendobjektes Düsenflugplatzbau Berlin-Schönefeld und kam mit uns nach Kuba. Als wir in der Schulstadt ein Empfangszentrum bauten, saß er nächtelang über den Plänen, rechnend und konstruierend. Es war nicht einfach für uns, bei tropischer Hitze zu arbeiten. Wir alle taten es aber mit Begeisterung, weil wir täglich spürten, wie die Solidarität aller friedliebenden Menschen dem kubanischen Volk in seinem schweren Kampf gegen den USA-Imperialismus unentbehrliche Hilfe und Kraftquelle ist.



Isidoro Zato: „Eine Wohnung habe ich schon, nun heirate ich. Wir helfen auch den anderen. 10 000 Wohnungen werden hier im neuen Stadtteil gebaut. Uns Bauarbeitern stellt die Regierung Geld und Material für den Eigenheimbau zur Verfügung."

Hälfte des Jahres Beschäftigung. Mit der Agrarreform hat die Regierung Castro auch die Voraussetzung für die Industrialisierung geschaffen. Die DDR hilft Kuba beim Aufbau einer Zukkerrohr verarbeitenden Industrie, die für viele Tausende Kubaner Leben und Brot bedeutet.

Nahezu 24 Stunden fuhren 12 Mädchen und 148 Jungen aus 36 Ländern über die ganze Insel — von Havanna zur Sierra Maestra. Sie kamen, um zu Füßen des Gebirges ein Denkmal der Solidarität mit dem neuen Kuba zu bauen: die Schulstadt „Camilo Cienfuegos".

Am Tage Bauarbeiter, am Abend Milizsoldat. Müde kehrten wir nach Feierabend in unsere Unterkünfte zurück. Da ertönten von der nahen Baustelle Kommandos. Von den Gerüsten kletterten die Bauarbeiter herab und formierten sich zu Marschkolonnen. „Enrique", fragte ich meinen Begleiter, „wird das hier eigens für uns vorgeführt?" „Nein", antwortete er, „das machen wir jeden Abend. Wir üben ständig, um mit der Waffe unsere Errungenschaften gegen alle imperialistischen Anschläge zu schützen." — In Havanna, im Stadion del Cerro, erlebten wir jene historische Kundgebung, auf der Ministerpräsident Fidel Castro das Gesetz über die Enteignung von 26 amerikanischen Monopolgesellschaften verkündete (rechts). „Dies ist die zweite Befreiungsrevolution in Lateinamerika. Die erste machte mit dem spanischen Kolonialjoch Schluß. Diese zweite geht gegen das amerikanische Kolonialsystem", rief Fidel Castro 80 000 Kubanern zu. „Grazias, Fidel! — danke, Fidel!" erscholl ein einmütiger Ruf aus ebensoviel Kehlen. Bewegt schloß ihn der von der „United fruit company" vertriebene Präsident der Republik Guatemala, Arbenz, in die Arme. Wie ein Symbol bewegte sich im Anschluß an die Kundgebung ein endloser Zug ans Ufer des Meeres. 26 Särge mit den Namen je einer der 26 Monopolgesellschaften fielen klatschend ins Meer. Vielleicht sind sie schon im Mutterland angeschwemmt — zurückgelassen haben sie eine aufblühende Insel.

Unser Sonderkorrespondent Horst Pehnert, der mit vier FDJ-Mitgliedern der „Brigade Internacional" angehört, berichtet über

Unbeugsames KUBA

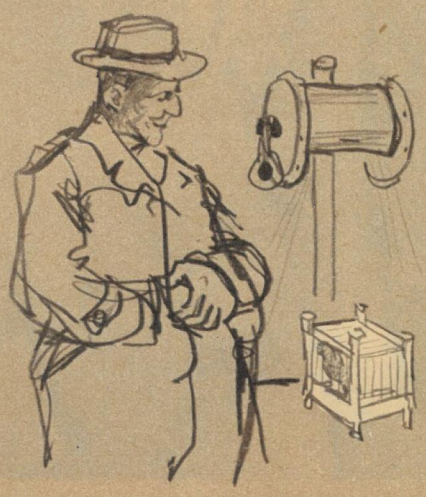
„Sie müssen festhalten!" — „Och Gott! nee, Herr Doktor, es tut ihm vielleicht weh?"

GERHARD VONTRA BESUCHTE

Patienten mit Schwanz und Schnauze

„Er is nämlich von ganz foiner Abstammung, wissense!"

„Un soo geduldch is das kleene Viech!"



„Siehste, bissl scheene Höhensonne, und schon plärrste wieder!"

„Wrruff, was haste denn?" — „Wrraff, 'n unvernünftges Frauchen, das mich mit Torte füttert!"

Im Dschungel der Panzernashörner

Fortsetzung von Seite 13

Auf der Bakschischbahn gibt es eine billige Mittelklasse, wo man für rund hundert Mark, das ist ein Gimmi-Bakschisch, von einem Ende bis zum anderen durch ganz Indien fahren kann. Von Gentlemen wird aber anstandshalber nur erste Klasse benützt. – Die Bahnschaffner kann man aber meist mit einer Rupie bestechen und dann in der zweiten Klasse weiterfahren. Für Paket- und Koffertragen bekommt jeder Kuli nach Ablieferung ein winziges Kupferstück, einen sogenannten Viertel-Anna, und bei Abfahrt wirft man üblicherweise mehr hinaus aus dem Zug.

In der Öffentlichkeit muß man sehr vorsichtig sein, mit wem man umgeht; auch weil man als ein ‚Unreiner' gilt. –

Drei weiße oder rote Striche auf der Stirn bedeuten Anhänger Shiwas. Das gesündeste Klima ist in den Nilgiribergen, den sogenannten ‚Blauen Bergen' bei Madras, mit einem prachtvollen sechseinviertel Fuß hohen Menschenstamm, welche wie Götter verehrt werden und Todas heißen. Höher hinauf hausen die bösartigen Kurumbas, ein Zwergvolk halb tierischer Natur. Diese treiben gefährliche hypnotische Praktiken. Der Nilgiri ist 8760 Fuß hoch und der zweite Berg 8380 Fuß. Er ist das Eingangstor zum Tal der Todas. In der Nähe ist ein 680 Fuß hoher Wasserfall ‚Kalakambe'. Um das Tal der Todas zu betreten, sind die Kühe der Todas entscheidend. Denn sie kommen zuerst den Fremden zu beschnuppern, ob er freundlich oder feindlich gesonnen ist. Gegen Moskitos und sonstige Mücken hilft Einreibung mit Nelkenöl. Auch Rauch ist ein guter Mükkenschutz. In Indien gibt es viel giftige Spinnen. Lar ist die Stadt der meisten Skorpione und die Stadt Schiras die der Sandflöhe. Der Brillenschlangenbiß wirkt atmungslähmend und meist nach drei bis sechs Stunden tödlich, das Herz wird dabei nicht angegriffen. – Auch die Wasserschlangen sind sehr giftig. In Amber, der Vorläuferin von Dschaipur, gibt es viele Tiger und Krokodile.

Gegen Tiger soll man Fliegenpapier auslegen, gegen Panther schützt Einreibung von Knoblauchhühnerbrühe. Krokodile können nur das Zehnfache ihrer Körperlänge weit sehen. Schlangen fürchten Hirschhornräucherungen und den nackten Menschen.

Verwundete Bären heulen oft so wie ein Mensch.

Und das waren die soweit hauptsächlichsten Notizen aus meinen Tagebüchern und hofte hiermit Herrn Dr. W. Ullrich und seiner Gemahlin einen kleinen Dienst für seine indischen Fahrten erwiesen zu haben. Mit besten Grüßen Ihr ergebener Zoo-Freund . . ."

Wären wir seinen gutgemeinten Ratschlägen gefolgt, hätten wir im Adamskostüm durch den Dschungel laufen müssen, um vor den Giftschlangen geschützt zu sein.

Um vier Uhr morgens schrillt der Wecker. In einer halben Stunde wird ein Reitelefant vor dem Haus stehen, um uns in den Dschungel der Panzernashörner zu tragen. Das Wetter ist kalt und unfreundlich. Die Decken über unseren Betten fühlen sich feucht an. Feucht sind auch Anzüge und Schuhe. Es widerstrebt mir, in den kalten, nassen Tropenanzug zu steigen, an dem noch der Schweiß des vergangenen Tages haftet.

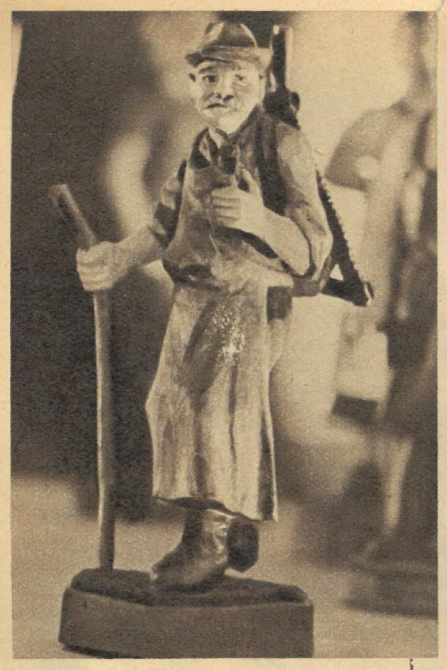
Der Boy bringt uns heißen Tee. Es ist englische Sitte, vor dem Aufstehen eine Tasse schwarzen Tee zu trinken. Überall dort, wo englischer Einfluß einmal wirksam war, hat sich diese Sitte, im Bett Tee zu trinken, eingebürgert. Das goldbraune, herbduftende Getränk belebt und erfrischt uns. Eine angenehme Wärme durchströmt den Körper. Ich fühle mich wieder wohl, trotz der feuchten Kleider. Wir füllen unsere große Reisetasche mit Kameras, Teleobjektiven und Filmen, hängen den Belichtungsmesser um den Hals und verlassen den Schlafraum. Fast wären wir über den kleinen schwarzen Hund gestolpert, der zusammengerollt auf dem Strohdeckel vor der Tür schläft. Erschreckt springt er hoch, kneift den Schwanz ein und rennt davon.

Unser kleiner heimlicher Wächter mit dem struppigen, ungepflegten Fell belustigt mich. Ich rufe ihn zurück, denn ich möchte gern, daß er die Angst vor uns verliert. Zögernd bleibt er stehen. Vielleicht hat er nie ein freundliches Wort gehört. Er ist so mißtrauisch, daß ich meine ganze Erfahrung im Umgang mit Hunden aufbieten muß. Ich spreche ihn mit ruhiger Stimme an, ich pfeife leise und ahme das Winseln eines jungen Hundes nach. Interessiert hört er zu, hält den Kopf schief und schaut uns aus großen, dunklen Augen an. Dann niest er plötzlich so heftig, daß die langen Hängeohren um den Kopf schlenkern. Als sei durch diese Eruption der letzte Rest von Furchtsamkeit hinweggeblasen worden, kommt der Hund nun näher, zaghaft zwar und immer noch mit eingekniffenem Schwanz, aber er kommt. Schließlich wagt er sogar ein scheues Schwanzwedeln. Unsere Freundschaft ist besiegelt! In Zukunft wird er nicht mehr vor uns davonlaufen.

Über den Wiesenstreifen, der sich vor den Unterkünften der Forstarbeiter entlangzieht, schreitet der Reitelefant zum Bungalow. Der Mahaut sitzt dem Elefanten im Nacken und lenkt ihn mit seinen nackten Füßen. Auf dem breiten Rücken des großen Tieres liegt ein Sattel. Dort werden wir sitzen. Aber noch stehen wir unten, und ich fühle mich hilflos, weil ich nicht weiß, wie man als Europäer einen Elefanten besteigt. Dem Inder, der von Kindesbeinen an den Umgang mit diesen Riesen gewohnt ist, macht das Aufsteigen keinerlei Schwierigkeiten. Der Elefant hebt ein Vorderbein an. Der Inder springt auf das Bein, steigt auf den Rüssel, hält sich an den Ohren fest und klettert auf den Schädel des Tieres. So erreicht er seinen Platz im Genick des Elefanten. Wie sollten wir auf indische Art einen Elefanten besteigen, ohne uns dabei zu blamieren? Doch da kommt schon ein Forstarbeiter mit einer Leiter. Der Mahaut befiehlt seinem Elefanten, sich auf allen vieren niederzuhocken. Die Leiter wird an den Sattel gelegt, und wir können bequemer, als wir's zu hoffen gewagt hätten, in die „erste Etage" steigen. Der Sattel besteht aus einem mit Stroh gefüllten Sack, der auf einer Eisenkonstruktion liegt, die sich auf dem Rükken des Elefanten befindet. Mit einem Seil ist der Sattel am Bauch des Tieres befestigt. Eine eiserne Schlaufe unter dem Schwanz des Elefanten dient als weitere Sicherung für den schwankenden Sitz. Ein Ruck geht durch den großen Körper. Wir werden nach hinten geworfen und, kaum haben wir unser Gleichgewicht wieder gewonnen, noch einmal nach vorn. Der Elefant hat sich erhoben und setzt sich langsam in Bewegung. Ich habe die Tasche mit den Kameras an einen der eisernen Bügel gebunden, die zum Festhalten dienen. Es ist nicht unbequem, auf einem Elefanten zu sitzen. Die durch den Paßgang hervorgerufene leicht schaukelnde Bewegung müssen wir in den Hüften abfangen. Sanft werden wir hin und her gewiegt. Noch sind wir unsicher und halten uns krampfhaft am Sattel fest. Uns ist der Anblick des durchgehenden Elefanten noch gut in Erinnerung. Es ist derselbe, der uns jetzt auf seinem Rücken trägt.

Wolfgang sitzt vor mir. Er wendet sich um und lächelt mir zu. Wir freuen uns wie Kinder auf die Panzernashörner, zu denen uns der Elefant mit ruhigen Schritten bringt. Vorüber geht es an den Teeplantagen, den Nashornkralen, den wäschewaschenden Frauen am Fluß und den badenden Kindern. Wir überholen die gebeugten Gestalten der Mikir, die Zimtrinde zum Dorfe tragen, überqueren die Hauptstraße und reiten in die Felder hinein, dem Dschungel der Panzernashörner entgegen, der sich schon bald als grüne breite Wand am Horizont abzeichnet. Auf einem Elefanten zu sitzen verleiht dem Reiter ein neues Lebensgefühl. Ich fühle mich leicht, frei und überlegen wie ein Autofahrer gegenüber dem Fußgänger.

Fortsetzung folgt



Licht aus dem Erzgebirge

Im Staatlichen Museum für Volkskunst, Dresden steht die Pyramide, die erzgebirgische Schnitzer Wilhelm Pieck als Zeichen ihres Dankes schenkten

Das Schnitzen ist eine Kunst, die im Erzgebirge sch it vielen Generationen geübt wird. Ursprünglich trieb die Not die Menschen dazu, sich mit dem Schnit ser einen kleinen Nebenverdienst zu erwerben, denn was ihnen die Arbeit im Schacht oder auf dem F einbrachte, reichte kaum für das Notwendigste. So waren die Männer mit den hochbepackten Kiepe hölzernem Hausrat, später auch Spielzeug, in ganz Sachsen und im benachbarten Böhmen bekannt, w ie in den langen Wintermonaten hergestellten Waren zum Kauf anboten. Was einstmals eine reine wendigkeit war, ist heute eine Feierabend- beschäftigung. In zahlreichen Gruppen wird die in Jahr rten erworbene Fertigkeit im Schnitzen und Basteln gepflegt und gefördert. Von dem hohen Niveau erzgebirgischen Volkskunst zeugt auch die große Pyramide, die von den Schnitzgruppen des Bezirks Marx-Stadt in 7355 Arbeitsstunden gefertigt und zum zehnten Jahrestag unserer Republik deren erste identen, Wilhelm Pieck, geschenkt wurde. Symbolisch ziehen hier die Menschen vorüber, denen unser bessere Lebensbedingungen ermöglichte: die Bergleute in ihren alten Trachten (rechts) und die Wism el von heute, der Waldarbeiter (oben links) und daneben die Textilarbeiterin, die Bauern, und al an die Jugend, die auch schon schnitzt, aber nicht mehr aus Not, sondern aus Freude an der alten K

Fotos Günter Blutke / Text Heinz Becker

Rund ist die elt - bunt ist die Welt

Zwei Dinge gehören zum Winter wie die Wurst zum Brot: der Schnee und der Pullover. Was den Schnee betrifft, so hängen weder Menge noch Qualität von uns ab. Wenn Sie aber die Entwicklung vom Pulswärmer bis zum modischen Pullover verfolgt haben, werden Sie feststellen, wie konstant wir unser Angebot in Menge und Qualität vergrößert haben. Das mögen Ihnen auch die Strickereien beweisen, die ausnahmslos aus den Regalen des Handels stammen. Die Mehrheit unserer Pullover ist sportlich gehalten und somit für den Wintersport bestens zu empfehlen. Natürlich macht ein so schicker Skipullover noch keinen Wintersportler. Aber bange machen gilt nicht; alle Großen haben einmal klein angefangen. Ein erfreulicher Anfang wurde auch in der modernen Gestaltung der Maschenmode für die Männer gemacht. Bliebe also nur noch zu wünschen, daß Frau Holle tüchtig ihre Betten schüttelt, damit Sie beim Wintersport Erholung und Entspannung finden. Das wünschen Ihnen Paul Friedemann, der für Sie alles auf den Film bannte, und Ihr Robert Rolle.

...es wird kälter